

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

37/2007 · 10. September 2007



Fremdenfeindlichkeit und Gewalt

Peter Sitzer · Wilhelm Heitmeyer

Rechtsextremistische Gewalt von Jugendlichen

Andreas Böttger · Katarzyna Plachta

Bewältigungsstrategien von Opfern rechtsextremer Gewalt

Kurt Möller · Nils Schuhmacher

Ein- und Ausstiegsprozesse rechtsextremer Skinheads

Wolfgang Kühnel

Gruppen, Konflikte und Gewalt im Jugendstrafvollzug

Peter Rieker

Fremdenfeindlichkeit und Bedingungen der Sozialisation

Editorial

Was treibt Menschen dazu, sich abwertend, feindselig oder gar gewalttätig gegenüber anderen, meist schwächeren oder als schwächer wahrgenommenen Menschen – Migranten, Schwule, Juden, Muslime, Behinderte, Obdachlose, Punks – zu verhalten? Welches sind die Hintergründe für die Verdichtung solcher Verhaltensweisen zu Mentalitäten? Welche Rolle spielen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen? Welche Sozialisationsbedingungen fördern die Herausbildung abwertender Einstellungen? Wie lässt sich diese negative Entwicklung stoppen, verhindern, umkehren?

In der sozialwissenschaftlichen Forschung dominieren Erklärungsansätze, die sich vor allem auf gesamtgesellschaftliche und sozialstrukturelle Bedingungen beziehen, wie die mehrteilige Bielefelder Langzeitstudie „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“. Daneben gibt es – etwa am Deutschen Jugendinstitut München und Halle – Untersuchungen, die die Entwicklung der Persönlichkeit in den Mittelpunkt rücken und nach den Sozialisationsbedingungen fremdenfeindlicher und gewalttätiger Jugendlicher fragen.

Die Forschungsergebnisse bieten der Politik wertvolle Hilfe bei der Entscheidung über Maßnahmen gegen Fremdenfeindlichkeit und Gewalt. Um nachhaltige Wirkungen zu erzielen, sind allerdings grundsätzliche Weichenstellungen notwendig: Es gilt, strukturelle Bedingungen zu schaffen, unter denen alle Angehörigen der nachwachsenden Generation gleiche Chancen auf Bildung und gesellschaftliche Teilhabe haben – unabhängig vom sozialen Status der Eltern. Auf diese Weise könnten ungünstige Sozialisationsbedingungen zumindest zum Teil kompensiert und bessere Voraussetzungen für die soziale Integration von „Problemfällen“ geschaffen werden.

Katharina Belwe

Rechtsextremistische Gewalt von Jugendlichen

Rechtsextremistische Orientierungen sind charakterisiert durch die Verbindung von Ideologien der Ungleichwertigkeit¹ der Menschen mit zumindest der Akzeptanz von Gewalt als Handlungsform.² Die Abwertung gesellschaftlicher Minderheiten kann als Vorstufe für rechtsextremistische Orientierungen interpretiert werden, insbesondere wenn feindselige Einstellungen sich mit Gewaltbil-

Peter Sitzer

Dipl.-Päd., geb. 1974; wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld. peter.sitzer@uni-bielefeld.de

Wilhelm Heitmeyer

Dr. phil, geb. 1945; Professor an der Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik und Leiter des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld. wilhelm.heimtaylor@uni-bielefeld.de

lung und Gewaltbereitschaft mischen. Im GMF-Survey 2006³ äußerten sich 30,1 % der Befragten fremdenfeindlich, 7,6 % rassistisch und 5,2 % antisemitisch. 12,2 % lehnten Homosexuelle, 10,2 % Obdachlose und 2 % Behinderte ab. 34,1 % der Befragten sympathisierten mit Etabliertenvorrechten, und 16,3 % stimmten sexistischen Aussagen zu. Zwar sind Gewaltbilligung und -bereitschaft weniger verbreitet,⁴ aber sie kommen wie die menschenfeindlichen Einstellungen in allen Altersgruppen vor.⁵ In einer ebenfalls 2006 durchgeführten repräsentativen Bevölkerungsumfrage finden auch explizit rechtsextremistische Aussagen teilweise deutliche Zustimmung:⁶ 4,8 % der Befragten befürworten eine rechtsautoritäre Diktatur, 19,3 % stimmen chauvinistischen, 4,5 % sozialdarwinistischen Aussagen zu und 4,1 % verharmlosen den Nationalsozialismus. Freilich schlagen menschenfeindliche Einstellungen, rechtsextremistische Orientierungen und auch Gewaltakzeptanz und -bereitschaft nicht zwangsläufig in Gewalthandlungen um.

Gleichwohl deuten die quantitative Entwicklung rechtsextremistischer Straftaten und Tatverdächtigenstudien, die wir im ersten Teil dieses Beitrags referieren werden, darauf hin, dass diese gesellschaftlich vorhandenen Überzeugungen einen Legitimationsfundus darstellen, der insbesondere bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Gewalt mündet. Im zweiten Teil der Arbeit wird dieser Vorgang anhand eines fünfstufigen Prozessmodells analysiert. Das Modell bildet grundlegende Handlungsvoraussetzungen, Handlungskontexte und Eskalationsfaktoren für rechtsextremistische Gewalt ab. Auf dieser strukturierenden Folie werden zentrale Befunde der Forschungen über rechtsextremistische Gewalttäter aus Deutschland skizziert. Aus analytischen Gründen werden die Grundelemente des Prozessmodells (Soziali-

¹ Ideologien der Ungleichwertigkeit sind das Kernstück verschiedener Facetten rechtsextremistischer Ideologien wie Rassismus (Abwertung anderer aufgrund der Bewertung biologischer Unterschiede), Antisemitismus (Abwertung vom Menschen jüdischer Herkunft oder Religion), Ethnozentrismus (Eigene Aufwertung durch Reklamation kultureller oder ökonomischer Leistung), Fremdenfeindlichkeit (Abwehr von Konkurrenz um Positionen, Plätze etc. aufgrund anderer ethnischer Herkunft), Heterophobie (Angst vor und Abwertung von ‚Norm‘-Abweichung) und Etabliertenvorrechte (Reklamierung von raum-zeitlicher Vorrangstellung gegenüber ‚Neuen‘).

² Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation, Weinheim-München 1987, S. 16.

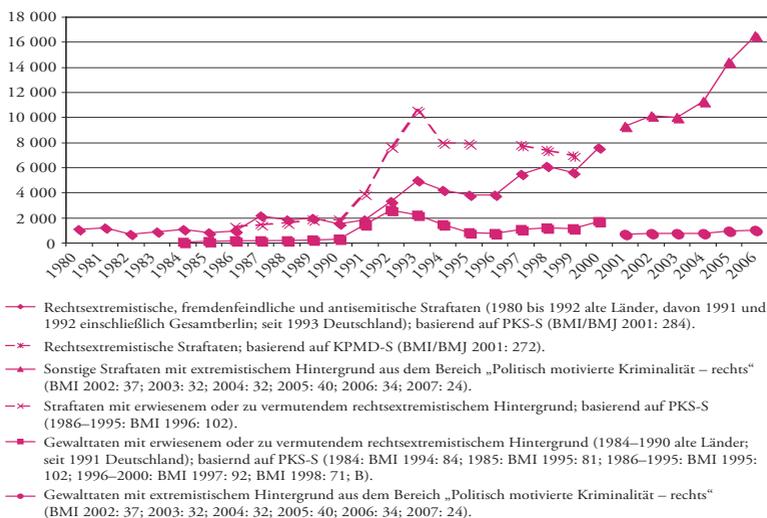
³ GMF = Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Der GMF-Survey befragt über einen Zeitraum von 10 Jahren (2002–2011) jährlich 2 000 repräsentativ ausgewählte Personen in Deutschland zu menschenfeindlichen Einstellungen. Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Ein normaler Dauerzustand?, in: ders. (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 5, Frankfurt/M. 2007. Angegeben sind die prozentualen Zustimmungen nach strengen Kriterien, also nur von den Befragten, die allen Aussagen der entsprechenden Skala ‚eher‘ oder ‚voll und ganz‘ zugestimmt haben. Wir danken Sandra Hüpping für die Berechnungen.

⁴ Vgl. Franz Asbrock/Sandra Hüpping, Deutsche Zustände – Unsere Gesellschaft: Unsicher und feindselig?, Vortrag präsentiert bei der Friedrich-Ebert Stiftung in Saarbrücken am 19. 4. 2007.

⁵ Vgl. Kirsten Endrikat, Jüngere Menschen, größere Ängste, geringere Feindseligkeit, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 4, Frankfurt/M. 2006.

⁶ Vgl. Oliver Decker/Elmar Brähler/Norman Geißler, Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellung und ihre Einflussfaktoren in Deutschland, Berlin 2006.

Abbildung 1: Entwicklung rechtsextremistischer Straf- und Gewalttaten in Deutschland¹⁷



KPDMS = Kriminalpolizeilicher Meldedienst Staatsschutz; PKS-S = Polizeiliche Kriminalstatistik Staatsschutz.

sation, Organisation, Legitimation, Interaktion und Eskalation) gesondert bearbeitet, obwohl sie einen Zusammenhang bilden. Abschließend wird im dritten Teil rechtsextremistische Gewalt aus der Perspektive der Theorie Sozialer Desintegration interpretiert.

Rechtsextremistische Gewalt- und sonstige Straftaten in Deutschland

Abbildung 1 zeigt die Entwicklung polizeilich registrierter rechtsextremistischer Straftaten in Deutschland. Wenngleich die dargestellten Zeitreihen wegen mehrfach veränderter Erhebungskategorien mit Vorsicht interpretiert werden müssen,¹⁸ so ist doch deutlich zu erkennen, dass rechtsextremistische Straftaten zwischen 1991 und 1993 sprunghaft anstiegen. Zwar gingen diese in der Mitte der 1990er Jahre wieder etwas zurück, blieben aber deutlich über dem Ausgangsniveau. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts nahmen die rechtsextremistischen Straftaten wieder zu und erreichten im Jahr

2000 ein zweites Maximum. Das 2001 eingeführte Definitionssystem *Politisch motivierte Kriminalität* weist deutlich weniger rechtsextremistische Gewalttaten und deutlich mehr rechtsextremistische sonstige Straftaten als die Vorgängerstatistiken aus, wobei in jedem Jahr mehr Gewalt- und sonstige Straftaten registriert werden als im Vorjahr. Bezogen auf die Bevölkerungszahlen werden in den ostdeutschen Bundesländern rechtsextremistisch motivierte Straftaten überdurchschnittlich häufig registriert – ein Befund, der seit 1991 weitgehend stabil ist.

Um welche Taten geht es? Das Definitionssystem *Politisch motivierte Kriminalität* erfasst polizeilich registrierte Straftaten, „wenn die Umstände der Tat oder die Einstellung des Täters darauf schließen lassen, dass sie sich gegen eine Person aufgrund ihrer politischen Einstellung, Nationalität, Volkszugehörigkeit, Rasse, Hautfarbe, Religion, Weltanschauung, Herkunft, sexuellen Orientierung, Behinderung oder ihres äußeren Erscheinungsbildes bzw. ihres gesellschaftlichen Status richtet“.¹⁹

2006 wurden 1 047 Gewalttaten dem Bereich *Politisch motivierte Kriminalität – rechts* zugeordnet. Davon hatten 484 eine *fremdenfeindliche* und 43 eine *antisemitische* Zielrichtung, 302 waren gegen *Linksextremis-*

¹⁷ Die Abbildung basiert auf den Verfassungsschutzberichten 1983, 1984, 1993 bis 1995 und 2001 bis 2006 des Bundesministeriums des Inneren sowie dem Ersten periodischen Sicherheitsbericht des Bundesministeriums des Inneren und des Bundesministeriums für Justiz von 2001. Angegeben ist jeweils das Erscheinungsjahr.

¹⁸ Vgl. Helmut Willems, Unabhängige Beobachtungsstelle für rechte Gewalt? Eine Verhinderungsgeschichte, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 1*, Frankfurt/M. 2002.

¹⁹ Bundesministerium des Inneren, Verfassungsschutzbericht, Berlin 2007, S. 21.

ten oder vermeintliche Linksextremisten und 91 gegen sonstige politische Gegner gerichtet. Die weiteren rechtsextremistisch motivierten Gewalttaten wurden keiner Zielrichtung zugeordnet.¹⁰ Tabelle 1 gibt eine Übersicht über die Gewalt- und sonstigen Straftaten mit rechtsextremistischem Hintergrund aus dem Bereich Politisch motivierte Kriminalität – rechts.

Tabelle 1: Gewalt- und sonstige Straftaten mit extremistischem Hintergrund aus dem Bereich Politisch motivierte Kriminalität – rechts (2006)¹¹

Gewalttaten	
Tötungsdelikte	0
Versuchte Tötungsdelikte	2
Körperverletzungen	919
Brandstiftungen	18
Herbeiführen einer Sprengstoffexplosion	1
Landfriedensbruch	33
Gefährliche Eingriffe in Bahn-, Luft-, Schiffs- und Straßenverkehr	6
Freiheitsberaubung	0
Raub	13
Erpressung	7
Widerstandsdelikte	50
Sexualdelikte	0
gesamt	1 047
Sonstige Straftaten	
Sachbeschädigungen	391
Nötigung/Bedrohung	150
Propagandadelikte	12 627
Störung der Totenruhe	14
Andere Straftaten, insbesondere Volksverhetzung	3 368
gesamt	16 550
Straftaten gesamt	17 597

Wer sind die Täter? Die offizielle Kriminalstatistik enthält nur wenige Angaben zu den Merkmalen der Täter rechtsextremistischer Straftaten. Einen besseren Überblick geben zwei Analysen polizeilicher Ermittlungsakten von Tatverdächtigen fremdenfeindlicher Straftaten aus dem gesamten Bundesgebiet.¹² Beide Untersuchungen kommen zu ähnlichen Ergebnissen:

¹⁰ Vgl. ebd., S. 26.

¹¹ Vgl. ebd., S. 24.

¹² Vgl. Helmut Willems/Stefanie Würtz/Roland Eckert, Analyse fremdenfeindlicher Straftäter, Bonn 1994; Christian Peucker/Martina Gaßebner/Klaus Wahl, Analyse polizeilicher Ermittlungsakten zu fremdenfeindlichen, rechtsextremistischen und antisemitischen Tatverdächtigen, in: Klaus Wahl (Hrsg.), Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Rechtsextremismus. Drei Studien zu Tatverdächtigen und Tätern, Berlin 2001. Die Verwendung polizeilicher Ermittlungsakten für die wissenschaftliche Analyse von Täterstrukturen ist nicht unproblematisch (siehe auch Willems u. a., S. 105 ff., Peucker u. a., S. 19 ff.): Insbesondere handelt es sich nicht um die Daten von Tätern, sondern von Tatverdächtigen, die von der Polizei im Rahmen eines Ermittlungsverfahrens

Unter den Verdächtigen fremdenfeindlicher Straftaten sind überwiegend Jugendliche und junge Erwachsene männlichen Geschlechts. Überdurchschnittlich viele Tatverdächtige haben unterdurchschnittliche Bildungsabschlüsse, sind überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen und in einfachen Arbeiterberufen oder als ungelernte Arbeiter tätig. Über drei Viertel der fremdenfeindlichen Straftaten werden von Gruppen oder aus Gruppen heraus verübt. Außerdem ist etwa ein Drittel der Tatverdächtigen bereits vorbestraft. Dabei deuten sowohl der hohe Anteil nicht einschlägig vorbestrafter Tatverdächtiger und das Überwiegen von Gruppentaten auf einen breiten Überschneidungsbereich fremdenfeindlicher Straftaten und allgemeiner Jugend- und Bandendelinquenz hin.¹³ Allerdings können auf der Grundlage polizeilicher Ermittlungsakten keine Aussagen über die Bedingungen des Aufwachsens rechtsextremistischer Gewalttäter gemacht werden. Dafür sollen nun sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu den Handlungsvoraussetzungen, den Handlungskontexten und den Eskalationsfaktoren rechtsextremistischer Gewalt herangezogen werden.

Wie kommt es zu den Taten?

Zur Analyse wird das SOLIE-Schema herangezogen.¹⁴ Dieses Prozessmodell basiert auf sozialisatorischen Vorbedingungen, zu denen individuelle Lernprozesse von Gewalt und das individuelle Lernen von menschenfeindlichen Einstellungen zählen. Sie bleiben eine individuelle und private Angelegenheit, solange es keine öffentlich relevanten *Legitimationen* durch Eliten und keine *Organisationen* mit Handlungs- oder Mobilisierungsangeboten gibt. Handlungsrelevanz ergibt sich erst dann, wenn *Gelegenheitsstrukturen* vorhanden, also Interaktionen möglich sind, um die Einstellungs- und Handlungspostulate zu Gewalt *eskalieren* zu lassen.¹⁵

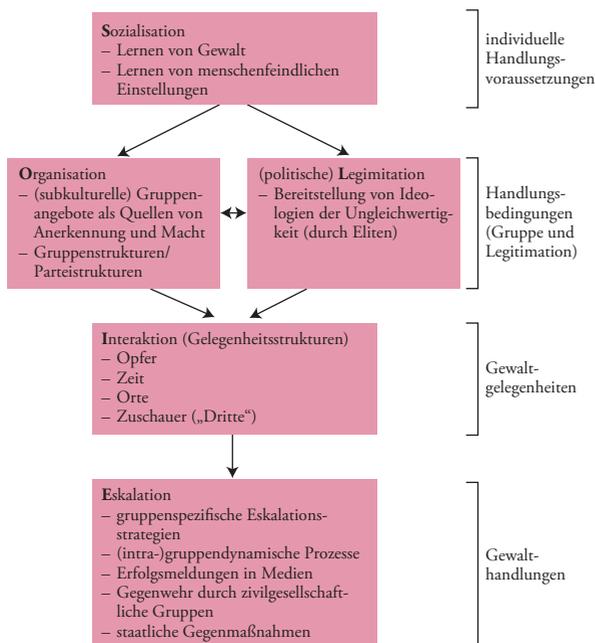
befragt wurden, um nur die wichtigste Einschränkung zu nennen.

¹³ Vgl. Chr. Peucker u. a. (Anm. 12), S. 44.

¹⁴ Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Rechtsextremistische Gewalt, in: Ders./John Hagan (Hrsg.), Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 516.

¹⁵ Vgl. Tore Bjørgo, Terrorist Violence against Immigrants and Refugees in Scandinavia: Patterns and Motives, in: Ders. (Ed.), Racist Violence in Europe, New York 1993, S. 43.

Abbildung 2: Das SOLIE-Schema



Quelle: Wilhelm Heitmeyer, *Rechtsextremistische Gewalt*, in: ders./John Hagan (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden 2002, S. 516.

Sozialisierung – Entwicklung der Handlungsvoraussetzungen: Eine zentrale Quelle rechtsextremistischer Gewalt liegt in spezifischen Sozialisierungserfahrungen. Sozialisierung wird dabei verstanden als ein Prozess der Aneignung von und Auseinandersetzung mit den sozialen und dinglich-materiellen Lebensbedingungen in einem spezifischen historisch-gesellschaftlichen Kontext, in dessen Verlauf sich der Mensch zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet.¹⁶ Rechtsextremistische Überzeugungen und Gewaltbefürwortung sind aus dieser Perspektive Produkte der Verarbeitung der äußeren Realität des Subjekts in wechselseitiger Abhängigkeit mit seiner inneren Realität. Weder das Subjekt noch die Gesellschaft werden pathologisiert, sondern erst das Zusammenwirken individueller und sozialer Faktoren bereitet den Nährboden für Entwicklungen, die in der Eigenlogik des Subjekts höchst produktiv erscheinen können – etwa im Sinne von Anerkennungsgewinnen – und gleichzeitig für die Gesellschaft extrem destruktiv sind.¹⁷ Wenngleich die indivi-

¹⁶ Vgl. Klaus-Jürgen Hurrelmann, *Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Weinheim–Basel 1995, S. 14; Ders., *Einführung in die Sozialisationstheorie*, Weinheim–Basel 2002, S. 15 f.

¹⁷ Vgl. Wilhelm Heitmeyer/Joachim Müller, *Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Biographische Hintergründe, soziale Situationskontexte und die Bedeutung strafrechtlicher Sanktionen*, Bonn 1995, S. 13.

duellen Erfahrungen in der Familie spezifische Entwicklungen nicht determinieren, gelten sie als „Startbedingungen“ für nachfolgende Entwicklungsprozesse.

Grundsätzlich unterscheiden sich rechtsextremistische Gewalttäter hinsichtlich der familialen Erfahrungen, die in Zusammenhang mit ihrer Gewaltbereitschaft und -tätigkeit stehen, nicht wesentlich von anderen Gewalttätern.¹⁸ Direkte oder indirekte Gewalterfahrungen und aktive Demütigungen oder passive Anerkennungsverweigerung stehen sowohl am Anfang von „normalen“¹⁹ als auch von rechtsextremistischen Gewaltkarrieren.²⁰ Dabei sind solche Entwicklungsverläufe bei Jugendlichen aus „zerrütteten“ Familien überdurchschnittlich häufig.²¹ Wenn rechtsextremistische Gewalt eine spezifische Erscheinungsform der Gewalttätigkeit Jugendlicher und Heranwachsender ist, stellt sich die Frage nach den Ursprüngen fremdenfeindlicher Einstellungen respektive rechtsextremistischer Ideologien.

Ein wichtiger Einflussfaktor für die Entwicklung rechtsextremer Orientierungen ist die Bindung zwischen Eltern und Kindern und die Art der Verarbeitung der kindlichen Bindungserfahrungen im Jugend- und Erwachsenenalter.²² Untersuchungen der subjektiven

¹⁸ Vgl. Frank Wendt/Steffen Lau/Hans-Ludwig Kröber, *Rechtsradikale Gewalttäter*, in: *Rechtsmedizin*, 12 (2002), S. 214–223.

¹⁹ Vgl. Ferdinand Sutterlüty, *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*, Frankfurt/M. 2002; Ders., *Was ist eine „Gewaltkarriere“?*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 33 (2004), S. 266–284.

²⁰ Vgl. Jörg Neumann/Wolfgang Frindte, *Der biographische Verlauf als Wechselspiel von Ressourcenerweiterung und -einengung*, sowie Christine Wieszorek, *Fallbeispiele zur biographischen Genese von Gewalt und Fremdenfeindlichkeit*, beide in: Klaus Wahl (Hrsg.), *Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Rechtsextremismus. Drei Studien zu Tatverdächtigen und Tätern*, Berlin 2001.

²¹ Vgl. W. Heitmeyer/J. Müller (Anm. 17), S. 127 f.; Helmut Willems/Sandra Steigleder, *Täter-Opfer-Konstellationen und Interaktionen im Bereich fremdenfeindlicher, rechtsextremistischer und antisemitischer Gewaltdelikte. Eine Auswertung auf Basis quantitativer und inhaltsanalytischer Analysen polizeilicher Ermittlungsakten sowie von qualitativen Interviews mit Tätern und Opfern in NRW*, Trier 2003, S. 96 ff.

²² Vgl. Christel Hopf/Wulf Hopf, *Familie, Persönlichkeit, Politik. Eine Einführung in die politische Sozialisation*, Weinheim–München 1997, S. 62 ff.

Repräsentationen früher Bindungserfahrungen zeigen, dass weder junge Männer noch junge Frauen mit einer „sicher-autonomen“ Bindungsrepräsentation rechtsextreme Orientierungen entwickelt hatten. Hingegen waren diejenigen mit „abwehrend-bagatellisierender“ oder „verstrickter“ Bindungsrepräsentation überwiegend rechtsextrem orientiert. In den Interviews zeigte sich, dass Männer und Frauen mit rechtsextremen Orientierungen deutlich häufiger von ihren Eltern zurückgewiesen worden waren und wenig persönliche, liebevolle Zuwendung erfahren hatten. Sie entschieden in moralischen Konflikten weniger normenorientiert, sondern zugunsten der eigenen Interessen und tendierten zu autoritärer Aggression. Diejenigen, die über ein hohes Maß mütterlicher Zuwendung berichteten, hatten eher moralische Normen verinnerlicht und zeigten überwiegend keine autoritäre Aggression gegen Schwächere.

Darüber hinaus findet Klaus Wahl bei gewalttätigen Heranwachsenden Hinweise auf „emotionale Vorläufer“ fremdenfeindlicher Einstellungen in der Kindheit.²³ Im Vergleich zur weder gewalttätigen noch fremdenfeindlichen Kontrollgruppe erinnerten fremdenfeindliche Gewalttäter überdurchschnittlich, sich als Kind im Umgang mit fremden Menschen unwohl gefühlt zu haben. An diese anfängliche Fremdenfurcht konnten später ethnische Vorurteile andocken, die sich meist erst im Jugendalter als ausgeprägte Fremdenfeindlichkeit manifestierten. Hingegen korrespondieren rechtsextremistische Überzeugungen nicht mit spezifischen Verhaltensauffälligkeiten in der Kindheit: Die politischen Orientierungen werden von Eltern, Großeltern, älteren Geschwistern, Gleichaltrigen (Peers) gelernt oder medial vermittelt. Dabei kann die Kombination der emotionalen Beziehung zu Vater und Mutter mit den politischen Einstellungen und ethnischen Vorurteilen der Eltern die Entwicklung von fremdenfeindlichen Einstellungen fördern, während jeder Faktor für sich allein keinen Einfluss hat.²⁴ Bei einer positiven Eltern-Kind-Beziehung

²³ Vgl. Klaus Wahl, Entwicklungspfade von Aggression, Devianz, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus, in: Ders. (Hrsg.), Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Rechtsextremismus. Drei Studien zu Tatverdächtigen und Tätern, Berlin 2001.

²⁴ Vgl. Klaus Wahl/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt, Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen 2001, S. 262 ff.

wurden die elterlichen Orientierungen eher übernommen, bei einer negativen Beziehung entwickelten sich eher konträre Einstellungen. Eine ausgeprägte und eindeutige Wirkung auf die politischen Orientierungen und Einstellungen zu Fremden hatten die Beziehung zu den Eltern, der elterliche Erziehungsstil und das Familienklima allerdings vor allem unter besonders schwierigen Sozialisationsbedingungen, beispielsweise in den Fällen von elterlichem Alkoholismus und massiver Gewalttätigkeit.

Insbesondere männliche Jugendliche und Heranwachsende können in rechtsextremistischen Gruppen antizipierte und in Elternhaus, Schule, Medien und anderen Sozialisationskontexten an sie herangetragene Männlichkeitsfunktionen besetzen und unter anderem durch Kampfbereitschaft und -fähigkeit herausstellen. Weibliche Jugendliche würden hingegen eher den „Weiblichkeits-Klischees der männlich hegemonialisierten Gesellschaft folgen: Fürsorglichkeit, Kompromissfähigkeit, sexuelle Attraktivität etc.“²⁵ Gewalt sei ein „männliches Phänomen“, weil sich insbesondere männliche Jugendliche gewaltsam ihrer Männlichkeit vergewissern können, während weibliche Jugendliche andere Strategien nutzen, um in ihrer Weiblichkeit bestätigt zu werden.²⁶

Neben der familialen Sozialisation haben die Schule und die Informationsmedien einen vergleichsweise geringen Einfluss auf die Entwicklung der Handlungsvoraussetzungen. Zwar haben rechtsextremistische Gewalttäter überdurchschnittlich häufig Probleme in der Schule, ein verursachender Effekt kann aber wohl nicht angenommen werden.²⁷ Eher ver-

²⁵ Kurt Möller, Anerkennungsorientierung als pädagogische Antwort auf den Konnex von Männlichkeit und Gewalt, in: Benno Hafenecker/Peter Henkenborg/Albert Scherr (Hrsg.), Pädagogik der Anerkennung, Schwalbach 2002, S. 255.

²⁶ Vgl. Kurt Möller, Coole Hauer und brave Engelein. Gewaltakzeptanz und Gewaltdistanzierung im Verlauf des frühen Jugendalters, Opladen 2001. Zu den Einstiegs-, Konsolidierungs- und Ausstiegsprozessen in die rechtsextremistische Skinheadszene vgl. Kurt Möller/Nils Schuhmacher, Rechte Glatzen, Wiesbaden 2007 und den Beitrag von Kurt Möller in diesem Heft.

²⁷ Vgl. Helmut Fend, Ausländerfeindlich-nationalistische Weltbilder und Aggressionsbereitschaft bei Jugendlichen in Deutschland und der Schweiz. Kontextuelle und personale Antecedensbedingungen, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, (1994), S. 131–162.

schärfen schulische Misserfolge familiäre Konflikte oder begünstigen die Hinwendung zu Gruppen mit abweichenden Norm- und Wertvorstellungen. Für die Medienberichterstattung über fremdenfeindliche Anschläge finden Christian Lüdemann und Christian Erzberger²⁸ zwar auf der Grundlage von Zeitreihenanalysen deutliche Hinweise für einen Auslöseeffekt. Ursächlich für rechtsextremistische Gewalt sind Medienberichte aber wohl nicht.

Organisation und politische Legitimation – Handlungsbedingungen von Gewalt: In gewaltaffinen Gruppen können Jugendliche Anerkennung und Macht erfahren, die ihnen in der Familie und Schule häufig verwehrt blieben. Der Reiz der Ideologien von Ungleichwertigkeit besteht darin, den Selbstwert durch die Abwertung anderer erhöhen zu können, indem auf angeborene Eigenschaften, wie die Rasse oder Hautfarbe Bezug genommen wird. Inwieweit in rechtsextremistischen Gruppen das Gewaltpotenzial aktiviert werden kann, hängt zum einen von den individuellen Sozialisationserfahrungen und zum anderen von den Ideologieangeboten durch insbesondere politische Eliten ab, die Diskursangebote bereitstellen, um Gewaltschwellen zu senken.²⁹ Außerdem kann die öffentliche Meinung rechtsextremistische Gewalttaten legitimieren, wenn die Täter sich als „Vollstrecker des Volkswillens“ erleben können. Thomas Ohlemacher konnte mit zeitverschobenen Regressionsanalysen einen starken Effekt der öffentlichen Meinung zur Asylpolitik auf die Entwicklung der fremdenfeindlichen Gewalttaten in Deutschland nachweisen.³⁰

²⁸ Vgl. Christian Lüdemann/Christian Erzberger, Fremdenfeindliche Gewalt in Deutschland. Zur zeitlichen Entwicklung und Erklärung von Eskalationsprozessen, in: Zeitschrift für Rechtssoziologie, 15 (1994), S. 169–190.

²⁹ Vgl. Helmut Willems, Kollektive Gewalt gegen Fremde. Historische Episode oder Genese einer sozialen Bewegung von rechts?, in: Werner Bergmann/Rainer Erb (Hrsg.), Neonazismus und rechte Subkultur, Berlin 1994, S. 218 f.; Frank Esser/Bertram Scheufele/Hans-Bernd Brosius, Fremdenfeindlichkeit als Medienthema und Medienwirkung. Deutschland im internationalen Scheinwerferlicht, Wiesbaden 2002, S. 103 ff.

³⁰ Vgl. Thomas Ohlemacher, Public Opinion and Violence against Foreigners in the Reunified Germany, in: Zeitschrift für Soziologie, 23 (1994), S. 222–236.

Dabei ist grundsätzlich auf das Verhältnis von Ideologie und Gewalt hinzuweisen, das vom Politisierungsgrad der unterschiedlichen Gruppen abhängt: Bei ideologisch fest gefügten Gruppen hat Gewalt die Funktion der Durchsetzung von Ideologie zur Herstellung politischer Macht. Sie wird dann gezielt strategisch eingesetzt. Davon sind Gruppen von zumeist Jugendlichen und Heranwachsenden zu unterscheiden, für die territoriale Macht über Sozialräume im Vordergrund steht. Hier dominiert eher expressive Gewalt, und die Ideologiefragmente werden zum Teil auch mit wechselndem Inhalt zur Legitimation herangezogen. In der Verteilung der Gewalthäufigkeit durch die unterschiedlichen Gewaltgruppen liegt der Schwerpunkt bei der gelegentlich abhängigen Gewalt durch politisch nicht organisierte Freizeitcliquen und Skinheadgruppen.³¹

Interaktion: Gelegenheitsstrukturen: Gewalt findet in sozialen Situationen statt, die von unterschiedlichen Machtkonstellationen bestimmt sind, in denen Täter und Opfer handeln (müssen). Kennzeichnend dafür ist ein spezifisches Interaktionsgeflecht. Was Jack Levin und Jack McDevitt für die amerikanischen Varianten von Hate-Crime-Gewalt ausführen,³² gilt im situationalen Kontext des Gewaltaktes auch für rechtsextremistische Gewalt in Deutschland. Es handelt sich meist um exzessive Brutalität, die Opfer haben keine persönlichen Kontakte mit den Tätern, sind austauschbar, und es handelt sich um Situationen, in denen die Täter zahlenmäßig überlegen sind.³³ Zudem geschehen rechtsextremistisch motivierte Gewalttaten fast ausschließlich ortsnah am Lebensmittelpunkt der Täter.³⁴

Lüdemann und Erzberger können anhand einer Zeitreihe auf Tagesbasis mit insgesamt

³¹ Vgl. Bundesministerium des Inneren, Verfassungsschutzbericht, Berlin 2006, S. 56 ff.

³² Vgl. Jack Levin/Jack McDevitt, Hate Crimes. The Rising Tide of Bigotry and Bloodshed, New York 1993.

³³ Vgl. Chr. Peucker u. a. (Anm. 12), S. 52 ff.

³⁴ Vgl. H. Willems u. a. (Anm. 12), S. 55; Thomas Mentzel, Rechtsextremistische Gewalttaten von Jugendlichen und Heranwachsenden in den neuen Bundesländern. Eine empirische Untersuchung von Erscheinungsformen und Ursachen am Beispiel des Bundeslandes Sachsen-Anhalt, München 1998, S. 311; Chr. Peucker u. a. (Anm. 12), S. 55.

857 Messzeitpunkten zeigen, dass fremdenfeindliche Straftaten überwiegend an den Wochenenden registriert werden, wenn Freizeitcheliquen und andere Gruppen sich in privaten Wohnungen, auf öffentlichen Plätzen, in Parkanlagen, Gaststätten oder Diskotheken zusammenfinden.¹³⁵ Diese Treffen sind beliebte Anlässe für Saufgelage, die häufig von Musik mit rassistischen, ausländerfeindlichen und antisemitischen Inhalten begleitet werden.¹³⁶ Im Gruppenkontext bilden Alkohol und Musik eine zugleich stimulierende und enthemmende Gemengelage, die rechtsextremistische Gewalttaten motivieren können.

Eskalation: Die Dynamik der Gewalttätigkeiten: Die Eskalation kann einerseits im begrenzten Interaktionskontext in einer Intensivierung der Gewalt bis hin zur Tötung von Opfern bestehen, das heißt, es findet eine „Entgrenzung“ von Gewalthandeln statt, bei der die Attackierten individuell „entmenschlicht“ werden. Dies wäre eine mikrosoziale Eskalation. Die mesosoziale Variante besteht andererseits in der Ausbreitung der Eskalation auf die attackierte Gruppe mithilfe von etikettierenden Medien bzw. überschrittenen Schwellen.¹³⁷ Es hängt zudem von den Eliten einer Gesellschaft ab, inwieweit sie durch Markierung und Bewertung von (etwa „nützlichen“ versus „unnützen“) Zugewanderten zur Legitimation einer Ideologie der Ungleichwertigkeit beitragen und damit ein Ermutigungspotenzial für gewalttätiges Handeln schaffen. Angesichts der Komplexität der Mechanismen, die rechtsextremistische Gewalt intensivieren und ausweiten,¹³⁸ haben

allein exekutive Maßnahmen wenig Aussichten auf langfristigen Erfolg. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird die Notwendigkeit zivilgesellschaftlichen Engagements diskutiert, um rechtsextremistischer Gewalt Einhalt zu gebieten.

Interpretation im Lichte der Theorie Sozialer Desintegration

Rechtsextremistische Gewalt ist von verschiedenen Handlungsvoraussetzungen, Kontextbedingungen und Eskalationsfaktoren abhängig, die wiederum in komplexen Beziehungen zueinander stehen. Vor dem Hintergrund der referierten Befunde soll abschließend die Funktion rechtsextremistischer Gewalthandlungen für die Täter erklärt werden. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Erkenntnis, dass intersubjektive Anerkennung ein existenzielles Bedürfnis des Menschen ist.¹³⁹ Die Theorie Sozialer Desintegration unterscheidet drei grundlegende Anerkennungsbedürfnisse, die individuell befriedigt werden müssen.¹⁴⁰ Aus dieser Perspektive kann rechtsextremistische Gewalt als „produktive“ Verarbeitung individueller Anerkennungsdefizite verstanden werden. Wenngleich im Folgenden die Konsequenzen verweigerter Anerkennungsbedürfnisse separat behandelt werden, kann rechtsextremistische Gewalt *am besten als Folge von Anerkennungsdefiziten in den drei zentralen Integrationsdimensionen* erklärt werden.

¹³⁵ Vgl. Chr. Lüdemann/Chr. Erzberger (Anm. 28), S. 171 f.; vgl. Helmut Willems/Roland Eckert/Stefanie Würtz/Linda Steinmetz, Fremdenfeindliche Gewalt. Einstellungen, Täter, Konflikteskalation, Opladen 1993, S. 180.

¹³⁶ Vgl. Helmut Willems u. a., ebd., S. 185 f.; Martina Gaßebner/Christian Peucker/Nikola Schmidt/Klaus Wahl, Analyse von Urteilsschriften zu fremdenfeindlichen, antisemitischen und rechtsextremistischen Straftätern, in: K. Wahl (Anm. 12), S. 136 f.

¹³⁷ Vgl. Hans-Bernd Brosius/Frank Esser, Eskalation durch Berichterstattung. Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt, Opladen 1995; Dies., Fernsehen als Brandstifter? Unerwünschte Nebenwirkungen der Berichterstattung über fremdenfeindliche Gewalt, in: Mike Friedrichsen/Gerhard Vowe (Hrsg.), Gewaltdarstellungen in den Medien, Opladen 1995.

¹³⁸ Vgl. Roland Eckert/Helmut Willems, Eskalation und Deeskalation sozialer Konflikte: Der Weg in die Gewalt, in: W. Heitmeyer/J. Hagan (Anm. 14).

¹³⁹ Einen kurzen Überblick über die Ideengeschichte geben: Peter Sitzer/Christine Wiezorek, Anerkennung, in: Wilhelm Heitmeyer/Peter Imbusch (Hrsg.), Integrationspotenziale moderner Gesellschaften, Wiesbaden 2005.

¹⁴⁰ Vgl. Reimund Anhut/Wilhelm Heitmeyer, Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption, in: Wilhelm Heitmeyer/Reimund Anhut (Hrsg.), Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen, Weinheim–München 2000; Reimund Anhut/Wilhelm Heitmeyer, Desintegration, Anerkennungsbilanzen und die Rolle sozialer Vergleichsprozesse für unterschiedliche Verarbeitungsmuster, in: W. Heitmeyer/P. Imbusch (Anm. 39); Reimund Anhut/Wilhelm Heitmeyer, Disintegration, Recognition and Violence, in: Les C@hiers de Psychologie Politique, 9 (2006).

1. Die Partizipation an den materiellen und kulturellen Gütern einer Gesellschaft wird als *positionale Anerkennung* erfahren. Objektiv sind ausreichende Zugänge zum Arbeits-, Wohnungs- und Konsummarkt relevant, subjektiv eine hinreichende Zufriedenheit mit der beruflichen und sozialen Position. Anerkennungsdefizite in dieser Dimension können aus schulischen und beruflichen Misserfolgen resultieren, aus geringen sozialen Aufstiegschancen oder einem drohenden oder befürchteten sozialen Abstieg. Solche Anerkennungsdefizite finden sich bei rechtsextremistischen Gewalttätern überdurchschnittlich häufig. Ideologien der Ungleichwertigkeit haben vor diesem Hintergrund eine doppelte Funktion: Zum einen kann das positive Selbstbild gewahrt werden, indem anderen die Verantwortung für die eigene prekäre Lage zugeschrieben wird. Zum anderen kann das Selbstwertgefühl durch die Abwertung anderer Personen und Gruppen erhöht werden. Schließlich legitimieren Ideologien der Ungleichwertigkeit Gewalt gegen die stigmatisierten Personen und Gruppen. Die Funktion von Gewalthandlungen liegt unter anderem darin, sich in Gewalt befürwortenden Gruppen Status zu erkämpfen und auf diese Weise den Mangel positionaler Anerkennung zu relativieren.
2. Die rechtliche Gleichheit gegenüber anderen und der gerechte Ausgleich konfligierender Interessen werden als *moralische Anerkennung* erfahren. Dabei setzen die Aushandlung und konkrete Ausgestaltung des Interessenausgleichs sowohl entsprechende Teilnahmekancen als auch die Teilnahmbereitschaft der betroffenen sozialen Gruppen voraus. Anerkennungsdefizite in dieser Dimension können insbesondere aus beanspruchten Etabliertenvorrechten resultieren, aber auch aus rassistischen, antisemitischen, fremdenfeindlichen, heterophoben oder sexistischen Überzeugungen. Rechtsextremistische Gewalt hat vor diesem Hintergrund eine zweifache Funktion: Zum einen kann sie als Kampf um „soziale Gerechtigkeit“ verstanden werden, was aus der Perspektive eines Rechtsextremisten die Übervorteilung der „weißen Rasse“ oder die Rückbesinnung auf traditionelle Geschlechterrollen bedeuten kann. Zum anderen kann sie als Kampf um öffentliche und politische Aufmerksamkeit begriffen werden, um auf die eigene prekäre Situation hinzuweisen.
3. Die Zuwendung und Aufmerksamkeit in sozialen Nahbeziehungen, die Gewährung von Freiräumen und die Ausbalancierung sozialen Rückhalts und normativer Anforderungen werden als *emotionale Anerkennung* erfahren. Anerkennungsdefizite in dieser Dimension können insbesondere aus direk-

ten und indirekten Gewalterfahrungen in der Familie sowie aktiver und passiver Anerkennungsverweigerung durch die Eltern resultieren. Solche Defizite finden sich bei rechtsextremistischen Gewalttätern fast durchgängig. Vor diesem Hintergrund kann die Gewaltbereitschaft Jugendlicher erstens als das Ergebnis direkter „Lernprozesse“ erklärt werden, zweitens als Folge von Entwicklungsdefiziten – wie geringes Einfühlungsvermögen, mangelnde Kooperationsfähigkeit und Konfliktlösekompetenzen – und drittens als Möglichkeit, Gefühle der Schwäche durch die Ausübung von Macht über das Opfer zu kompensieren. Auch Rassismus, Antisemitismus, Ethnozentrismus, Fremdenfeindlichkeit, Heterophobie und Etabliertenvorrechte sind das Ergebnis solcher Lernprozesse. Anknüpfungspunkte finden Ideologien der Ungleichwertigkeit insbesondere bei Jugendlichen, die infolge emotionaler Anerkennungsdefizite autoritäre Ideen oder menschenfeindliche Einstellungen und Emotionen ausgebildet haben. Funktional sind Ideologien der Ungleichheit insbesondere für die Identitätsbildung Jugendlicher mit solchen Lebenserfahrungen.

Aus der Perspektive der Theorie Sozialer Desintegration werden rechtsextremistische Gewalthandlungen Jugendlicher als das Ergebnis eines Prozesses verstanden, dessen Voraussetzungen in der Familie gelegt werden, und der bei spezifischen Handlungsbedingungen und -gelegenheiten eskalieren kann. Zwar entwickeln sich nur wenige Jugendliche mit positionalen, moralischen oder emotionalen Anerkennungsdefiziten zu rechtsextremistischen Gewalttätern. Allerdings kann sich das abhängig von den Handlungsbedingungen, Gelegenheitsstrukturen und Eskalationsfaktoren kurzfristig ändern, zumal menschenfeindliche Einstellungen und rechtsextremistische Orientierungen weit verbreitet sind.

Bewältigungsstrategien von Opfern rechts-extremer Gewalt

Innerhalb des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projektverbundes „Stärkung von Integrationspotenzialen einer modernen Gesellschaft“ beschäftigte sich das im arpos Institut in Hannover durchgeführte Projekt „Opfer

Andreas Böttger

Dr. phil., geb. 1956; Vorstandsmitglied des arpos Instituts in Hannover und apl. Professor für Soziologie an der philosophischen Fakultät der Universität Hannover. arpos Institut, Celler Straße 25, 30161 Hannover. a.boettger@arpos.de

Katarzyna Plachta

Dipl.-Päd., geb. 1976; wissenschaftliche Mitarbeiterin im arpos Institut in Hannover. arpos Institut. plachta@arpos.de

rechtsextremer Gewalt“ unter anderem mit den längerfristigen Folgen rechts-extremistisch motivierter gewalttätiger Übergriffe („Viktimisierungen“) sowohl hinsichtlich individueller Erfahrungen und Verarbeitungsmechanismen bei den Opfern als auch in Bezug auf gesellschaftliche Desintegrationsgefahren.¹ Darüber hinaus sollte die Analyse Aufschluss darüber geben, unter welchen biographischen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen die Opfer verschiedener Arten von rechtsextremistisch motivierter Gewalt in der Lage sind, individuelle und soziale Stabilität in unserer Gesellschaft wiederzuerlangen, und welche gesellschaftlichen Integrationspotenziale dabei in Anspruch genommen werden können. Denn Integrationspotenziale sind in modernen Gesellschaften nicht nur dort relevant, wo Gesellschaftsmitglieder aufgrund von Desintegrations- und Marginalisierungserfahrungen abweichendes, kriminalisierbares Verhalten zeigen und somit als Gefahr wahrgenommen werden.² Sie sind auch dort einzufordern, wo massive

Opfererfahrungen das Vertrauen der betroffenen Gesellschaftsmitglieder gegenüber anderen und oft auch gegenüber dem Gesellschaftssystem selbst herabsetzen oder gar zerstören. Von den Kontrollinstanzen des Systems (z. B. von der Polizei) wird gemeinhin erwartet, dass sie seine Mitglieder davor schützen, zu Opfern von Gewalthandlungen (und anderen Rechtsverletzungen) zu werden. Kommt es dennoch zu einer Viktimisierung dieser Art, so erwarten die Opfer in der Regel, dass sie von Kontrollinstanzen und/oder anderen gesellschaftlichen Institutionen wenigstens Hilfe beim persönlichen und sozialen Umgang mit der Viktimisierung erhalten. Werden auch diese Erwartungen enttäuscht, kann es zum Erleben eines Verlustes der positionalen, moralischen und auch emotionalen Anerkennung kommen (besonders in rechtlicher und sozialer Hinsicht),³ und es besteht die Gefahr, dass die betroffenen Personen das „Systemvertrauen“ in die Gesellschaft und ihre Kontrollinstanzen verlieren und in gesellschaftliche Desintegration geraten.⁴ Integrationspotenziale müssen in diesem Zusammenhang vor allem die Funktion haben, den Desintegrationsgefahren bei Opfern durch gezielte Unterstützung entgegenzuwirken – und dies insbesondere bei rechtsextremistisch motivierter Gewalt, die aufgrund der Tatsache, dass die Täter und Täterinnen zumeist organisiert sind und gegen immer dieselben Opfergruppen vorgehen (z. B. Ausländer und Ausländerinnen), als besonders gefährlich und diskriminierend erfahren wird.

¹ Vgl. Andreas Böttger/Olaf Lobermeier/Rainer Strobl/Pamela Bartels/Michaela Kiepke (jetzt Krey)/Katarzyna Lipinska (jetzt Plachta)/Anne Rothmann, Opfer rechtsextremer Gewalt, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Forschungsverbund Desintegrationsprozesse – Stärkung von Integrationspotenzialen einer modernen Gesellschaft. Abschlussbericht für das Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bielefeld 2006.

² Vgl. Wilhelm Heitmeyer/Birgit Collmann/Jutta Conrads/Ingo Matuschek/Dietmar Kraul/Wolfgang Kühnel/Renate Möller/Matthias Ulbrich-Hermann, Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen sozialen Milieus, Weinheim–München 1995.

³ Vgl. Axel Honneth, Kampf um Anerkennung, Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt/M. 1992.

⁴ Vgl. Thomas Ohlemacher, Verunsichertes Vertrauen? Gastronomen in Konfrontation mit Schutzgelderpressung und Kriminalität, Baden-Baden 1998.

Der vorliegende Text bietet einen Überblick über die verschiedenen Formen der Bewältigung rechtsextremer Übergriffe durch die Opfer, wie sie auf der Grundlage ausführlicher qualitativer Interviews mit den Betroffenen im Rahmen der Untersuchung identifiziert werden konnten.

Unter „Bewältigung“ wird dabei das Management von bedrohlichen und verletzenden Herausforderungen und Belastungen verstanden, welche die vorhandenen Ressourcen des betroffenen Individuums sehr stark beanspruchen oder sogar übersteigen. Für den Zweck der vorliegenden Studie wurde eine Klassifikation von Bewältigungsformen aus der soziologischen Perspektive von Werner Strobl und Rainer Greve herangezogen und um Kategorien von Eva Tov aus psychologischer und sozialpsychologischer Sicht sowie um einige selbst entwickelte Kategorien ergänzt.¹⁵ Die Klassifikation unterscheidet zunächst „aktive Bewältigungsstrategien“, bei denen das Individuum physisch in Aktion treten muss, von „innerpsychischen Bewältigungsstrategien“, die allein auf der mentalen Ebene stattfinden.

Aktive Bewältigungsstrategien

Aktive (oder „aktionale“) Strategien beruhen auf Handlungen, die die bedrohliche Situation selbst verändern können, aber nicht müssen; in der vorgeschlagenen Klassifikation gehören hierzu Spannungsreduktion, Vermeidung, Hilfesuche sowie „assimilative“ und „akkommodative“ Problemlösungsversuche.

Um eine *Spannungsreduktion* im Hinblick auf die Nachwirkungen des erlittenen Übergriffs zu erreichen, konsumierten einige der von uns Befragten Alkohol, Medikamente oder illegale Drogen. Sowohl die Medikamenteneinnahme als auch der Alkohol- und Drogenkonsum weisen dabei verschiedene Muster auf – angefangen mit der einmaligen Einnahme von Schmerztabletten oder dem

¹⁵ Vgl. Werner Greve/Rainer Strobl, Social and Individual Coping with Threats: Outlines of an Interdisciplinary Approach, in: Review of General Psychology, 8 (2004) 3, S. 194–207; Eva Tov, Verbrechensverarbeitung bei Opfern schwerer Kriminalität, in: Günter Kaiser/Helmut Kury (Hrsg.), Kriminologische Forschung in den 90er Jahren: Beiträge aus dem Max-Planck-Institut für Ausländisches und Internationales Strafrecht, Freiburg 1993; A. Böttger et al. (Anm. 1).

Genuss einer Flasche Bier direkt nach dem Übergriff bis hin zu langfristigem Konsum von Schlaftabletten, Alkohol in höherer Konzentration oder illegalen Betäubungsmitteln.

Während eine einmalige Einnahme von Tabletten, Alkohol oder Drogen in der Regel keine Gefahr für den Verarbeitungsprozess darstellt, kann wiederholter Alkoholkonsum bzw. eine langfristige Medikamenten- bzw. Drogeneinnahme nach einem erschütternden Ereignis die Gefahr einer Traumatisierung erhöhen und den Verarbeitungsprozess beeinträchtigen,¹⁶ wobei der Aspekt möglicher Traumatisierungen im Rahmen der Interviews schon aus ethischen Gründen nur peripher zum Thema werden konnte. Aber nicht in allen Fällen des Versuchs einer Spannungsreduktion griffen die Betroffenen zu Alkohol, Medikamenten oder Drogen. Eine Interviewpartnerin erzählte beispielsweise von Gebeten zu Gott, durch welche es ihr besser gegangen sei. Zwar sei sie auch von vielen Menschen unterstützt worden, dies habe ihr aber nicht das gleiche gute Gefühl gegeben. Die genauere Analyse zeigte allerdings, dass in diesem Fall die Ausübung des Glaubens und die Unterstützung durch nahestehende Personen im Restabilisierungsprozess nicht vollständig zu trennen waren, da die meisten ihrer Gesprächspartner und -partnerinnen¹⁷ ihren Glauben teilten und sie darin bekräftigten.

Eine *Vermeidung* bedrohlicher Gegenden oder Situationen, in denen es erneut zu einem rechtsextremen Übergriff kommen könnte, wurde nur von wenigen Interviewpartnern gewählt. Die meisten waren der Ansicht, auch in Zukunft überall angegriffen werden zu können. Ein Betroffener formulierte dies folgendermaßen:

„Hier in (Name der Stadt) ist sehr viel los. Dass du eben schon gucken musst, wo du lang läufst oder wann du lang läufst oder wie auch immer halt. Wo das so Leute gibt, das kann dir eigentlich so überall passieren.“

Manche der Betroffenen mieden hingegen den Tatort des Übergriffs bis zur Zeit des In-

¹⁶ Vgl. Bundeskriminalamt (Hrsg.), Das Opfer und die Kriminalitätsbekämpfung. Band 36, Wiesbaden 1996.

¹⁷ Wenn im Folgenden nur noch von Gesprächs- oder Interviewpartnern gesprochen wird, so sind immer beide Geschlechter gemeint.

terviews, das häufig erst einige Jahre später geführt wurde, und einige von ihnen sind aufgrund der Tat in eine andere Stadt gezogen oder auch in ein anderes Bundesland. Insbesondere diejenigen Interviewpartner, die aus ostdeutschen in westdeutsche Bundesländer verzogen, konnten sich, wie sie berichteten, dort merklich sicherer fühlen:

„Ich fühle mich jetzt hier in (Name der Stadt) in Sicherheit, ja, weil hier gibt es Drogenprobleme. Und ich trinke keinen Alkohol, ich rauche nicht, und ich nehme keine Drogen. Deswegen habe ich keine Probleme. . . . Aber in Ostdeutschland bekomme ich immer Probleme, weil ich schwarze Haare habe.“

Die Stadt, in der es zu dem Übergriff gekommen war, mied dieser Befragte noch für lange Zeit, obwohl er an jenem Ort ein großes soziales Umfeld hatte zurücklassen müssen, welches ihm an dem neuen Wohnort nicht zur Verfügung stand. Einige andere Befragte waren der Auffassung, dass sie seit dem Übergriff zwar vorsichtiger geworden waren, sich aber dennoch von der „Angst vor den Rechten“ nicht in ihrer Lebensführung einschränken lassen wollten.

Das Bedürfnis bzw. die psychische Anforderung, den Tatort nach einem gewissen Zeitraum wieder aufzusuchen oder ihn nach wie vor zu meiden, hängt unter anderem mit dem Grad der Verarbeitung der Tat zusammen. Von einigen Opfern wurde die Tatgend insbesondere unmittelbar nach der Tat gemieden, zu späterer Zeit jedoch, als sich die Angst vor weiteren Übergriffen reduziert hatte, wieder aufgesucht. In anderen Fällen hingegen wurde deutlich, dass die Art und Weise des Umgangs mit dem Tatort keinen sicheren Aufschluss über das Stadium der Tatverarbeitung geben kann. Die Überwindung einer Vermeidungshaltung ist nicht unbedingt ein Indiz für den Grad der Verarbeitung im Sinne eines einmal erreichten und damit unabänderlichen Zustandes. Vielmehr ist von einem Prozesscharakter auszugehen, der von Fortschritten sowie Rückschlägen gekennzeichnet ist.

Alle Interviewpartner berichteten über eine *Inanspruchnahme von Hilfe* durch andere Personen oder Institutionen. Bei vielen fiel jedoch auf, dass sie sich zu einem solchen Schritt regelrecht überwinden mussten, da

ihnen die Tatsache, ein Opfer geworden zu sein, peinlich war. Die meisten der Befragten nahmen neben privaten Kontakten zudem professionelle Hilfe in Anspruch, indem sie sich an spezielle Beratungsstellen für Opfer wandten. Nur wenige Interviewpartner erachteten eine professionelle Unterstützung als nicht erforderlich. Es handelte sich dabei um Personen, denen der Umgang mit Rechtsextremen aus ihrem beruflichen Kontext vertraut war.

Die professionelle Hilfe durch die Beratungsstellen erfolgte in Absprache mit den Betroffenen je nach individuellen Erfordernissen in verschiedener Intensität und Dauer, wurde von diesen jedoch fast ausnahmslos als positiv bewertet. Einige der Betroffenen waren noch Jahre nach dem Übergriff in ständigem Kontakt mit der Opferberatung. In zwei Fällen scheint sich diesbezüglich sogar eine Art Abhängigkeit entwickelt zu haben. Diese beiden Befragten lebten bereits seit längerer Zeit allein in Deutschland und betrachteten die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Opferhilfe als alleinige Vertrauenspersonen. Beide litten unter massiver Traumatisierung mit ausgeprägten Angstzuständen, die eine Unfähigkeit, neue Kontakte aufzubauen, nach sich zogen – mit eklatanten Folgen für das soziale Umfeld der Betroffenen.

Die Polizei als soziale Kontrollinstanz wurde hingegen von vergleichsweise wenigen Betroffenen aufgesucht bzw. (im Falle einer Vorladung) um Hilfe gebeten. Dies hängt nach den Berichten der Interviewpartner vielfach mit der Erfahrung zusammen, die sie bei früheren Begegnungen mit der Polizei oder anderen Kontrollinstanzen in ihrer Herkunftskultur gemacht hatten. In einigen Fällen spielen jedoch auch die polizeilichen Aktivitäten im Rahmen des aktuellen Übergriffs eine Rolle, die sich stark auf die Täter konzentrierten, seltener jedoch konkrete Hilfeleistungen für die Opfer einschlossen.

„Normalerweise . . . sollte ich sofort zur Polizei gehen, aber ich vertraue nicht. . . . Ich vertraue keiner Polizei. Auch nicht einem Richter. Wie kann ich mich wohl fühlen, wenn sogar die Leute mit meiner Hautfarbe alle gegen mich sind.“

Auch das Vertrauen in andere Menschen aus dem sozialen Umfeld beschränkte sich

bei diesem Interviewpartner – wie oben bereits erläutert – auf die Mitarbeiterin einer Opferhilfestelle. Die damit eingetretene Situation einer hochgradigen sozialen Isolation bezeichnet Anthony Giddens als „Vertrauensverlust in gesichtsabhängige Personen“.¹⁸

Der zuletzt zitierte Interviewpartner mit Migrationshintergrund hat offensichtlich allgemein geltende individuelle Erfahrungen hinsichtlich der Gesamtheit des polizeilichen Apparates sowie anderer Kontrollinstanzen (vor allem Staatsanwaltschaft und Gericht) gemacht, die allmählich zu einem Misstrauen gegenüber dem gesamten System der Aufnahmegesellschaft führten, was weiter oben als „Verlust des Systemvertrauens“ bereits ange-merkt wurde. Das Misstrauen, welches der Polizei als Kontrollinstanz aufgrund einzelner Erfahrungen entgegengebracht wird, ist in letzter Konsequenz ein Misstrauen gegen das System der Gesellschaft insgesamt.

In vielen Fällen konnte die Unterstützung durch professionelle Opferhilfestellen sowie durch Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte einen solchen Verlust des Systemvertrauens jedoch verhindern, was die Relevanz der sozialen Ressourcen für die Bewältigung von belastenden, oft lebensbedrohlichen Ereignissen insgesamt unterstreicht. Auch aus verschiedenen anderen Untersuchungen ist bekannt, dass soziale Unterstützung die negativen Folgen einschneidender Ereignisse abmildert, effektives Bewältigungsverhalten erleichtert und so einen wesentlichen Beitrag zum allgemeinen Wohlbefinden und zu psychischer sowie physischer Gesundheit leisten kann.¹⁹ Der Verarbeitungsprozess einer erfahrenen Gewalttat verläuft umso einfacher und schneller, je mehr soziale Unterstützung die betroffene Person erhält. Eine Voraussetzung ist es dabei allerdings, dass so genannte „Verfahrensfehler“ – wie etwa Bagatellisierungen, Schuldzuweisungen und Witze über das Ereignis – vermieden werden.¹⁰ Anderenfalls

kann es zu einer erneuten, „sekundären“ Viktimisierung kommen, was sich auf den Verarbeitungsprozess einer erlittenen Tat wiederum erschwerend auswirkt. Deshalb sind Anerkennung und Unterstützung im sozialen Umfeld nach der Viktimisierung für die Betroffenen von größter Bedeutung.

Dennoch ist auch dies keine Garantie für einen erfolgreichen Stabilisierungsverlauf. So waren bei einer anderen Interviewpartnerin trotz intensiver und langfristiger sozialer Unterstützung nach der Tat nur wenige Veränderungen feststellbar, wobei nicht davon auszugehen war, dass die erhaltene Unterstützung unangemessen gewesen wäre. Obwohl die Tat über zwei Jahre zurücklag, war die Betroffene nicht im Stande, ihr alltägliches Leben wieder in der gewohnten Weise zu führen. Jeden Tag nahm sie mit ihren Kindern einen Umweg in Kauf und traf weitere Vorsichtsmaßnahmen. Von vielen Seiten erhielt sie zwar Unterstützung durch Dritte, wie die Opferhilfestelle, Freunde, die Gemeinde oder auch Nachbarn. Weil der Täter jedoch in ihrer unmittelbaren Nähe wohnte, konnte sie sich von einem ständigen Angstgefühl nicht befreien. Die täglich zu befürchtende Konfrontation mit dem Täter machte es ihr unmöglich, in ihrem Verarbeitungsprozess voranzukommen.

Wenn die Betroffenen sich im Rahmen ihrer Bewältigung einen Plan erarbeiten, der auf die Veränderung der sie bedrohenden Situation gerichtet ist, kann von einer Strategie der „*assimilativen Problemlösung*“ gesprochen werden.¹¹ Im Rahmen dieser Bewältigungsstrategie ließen sich verschiedene Aktivitäten feststellen. Hierzu gehört etwa der Erwerb eines Messers als Waffe, um sich bei der nächsten Begegnung mit potenziellen Tätern sicherer zu fühlen, auch wurde als Vorbereitung auf einen eventuellen zweiten Angriff gezielt Sport getrieben. Eine andere Person beschrieb, dass sie sich seit dem Übergriff in öffentlichen Verkehrsmitteln nur noch in unmittelbarer Nähe des Fahrers aufhielte, um sich im Falle eines erneuten Angriffs sofort an diesen wenden zu können.

¹⁸ Anthony Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt/M. 1996, S. 102 ff.

¹⁹ Vgl. Annette Schröder/B. Schmitt, *Soziale Unterstützung*, in: L. Brüderl (Hrsg.), *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*, Weinheim-München 1988, S. 149.

¹⁰ Vgl. Holger Haupt/Ulrich Weber/Sigrid Bürner/Mathias Frankfurth/Kirsten Luxemburg/Dörte Marth, *Handbuch Opferschutz und Opferhilfe: ein praxisorientierter Leitfaden für Straftatopfer und ihre An-*

gehörigen, Mitarbeiter von Polizei und Justiz, Angehörige der Sozialberufe und ehrenamtliche Helfer, Baden-Baden 2003.

¹¹ Vgl. E. Tov (Anm. 5), S. 262 ff.

Eine weitere Form des assimilativen Umgangs mit den Tatfolgen ist politisches Engagement gegen Rechts. Dies machte es mehreren von rechtsextremer Gewalt Betroffenen möglich, sich intensiv mit dem Thema Rechtsextremismus und mit der eigenen Situation auseinander zu setzen. Das folgende Zitat zeigt dies sehr deutlich:

„Also ich bin, um ehrlich zu sein, in der Zeit noch viel, viel – na, wie sagt man, stinkiger geworden, hab dann schon ’ne richtige Wut drauf gekriegt. Was mich dann auch durchaus veranlasst hat, halt viel mehr in der linken Szene tätig zu werden. Und bin halt auch jetzt in (Name der Organisation) fast täglich gegangen im ersten halben Jahr. Und nach einem halben Jahr bin ich dann sogar da eingezogen. Und da bin ich dann halt schon deutlich aktiver geworden. Weil ich halt auch viel mehr mitgekriegt habe, was denn überhaupt läuft. (...) Und, na ja, ich hab’ halt an und für sich viel mehr über viele Sachen nachgedacht. Gerade politisch gesehen, was mir früher eigentlich ziemlich Wurst war. Aber da wurde ich halt sozusagen gerade gezwungen nachzudenken darüber. Weil, wenn dann halt so Diskussionen sind, möchte man ja auch mitdiskutieren, und das war im Nachhinein gesehen halt super gut für meine Entwicklung.“

Geplante komplexere Aktivitäten, die an der bedrohlichen Situation bzw. an dem Stressfaktor selbst nichts verändern, wie zum Beispiel ablenkende Strategien der Opfer, gehören zum „*akkommodativen Problemlösen*“. So schrieb eine betroffene Person in der Zeit nach der Tat Gedichte und Bücher und malte Bilder. Eine andere begann damit, ein Musikinstrument zu spielen und mit Kindern zu arbeiten. Durch derartige Aktivitäten wird zwar lediglich eine Veränderung der subjektiven Rahmung vorgenommen; diese wird aber durchaus als Erfolg gedeutet, da der Übergriff und die damit in Zusammenhang stehenden Folgen und Ängste subjektiv als nicht mehr so bedrohlich erscheinen.

Innerpsychische Bewältigung

Zu den innerpsychischen (oder „intrapyschischen“) Bewältigungsstrategien gehören die Verdrängung des erlittenen Übergriffs, die Aufwertung der Situation des Opfers durch

einen Vergleich mit noch problematischeren Situationen sowie eine Verleugnung bzw. Neudefinition der Tat. Dabei handelt es sich um rein mentale Prozesse, die der Betroffene „mit sich selbst ausmacht“ und zu denen er nicht die Hilfe und Unterstützung anderer Personen benötigt, die aber gerade aus diesem Grund auch nicht so erfolversprechend sind wie aktive Bewältigungsformen.

Über Strategien einer rein innerpsychischen Bewältigung wurde in den Interviews mit Betroffenen jedoch vergleichsweise selten berichtet; in den meisten Fällen überwog eine aktive Bewältigung, die innerpsychische Lösungsversuche ggf. nach einer gewissen Zeit ablöste.

Bei einer *Verdrängung* wird das bedrohliche Erlebnis aus dem Bewusstsein ins Unterbewusstsein verlagert und ist somit im Bewusstsein nicht mehr präsent (wenngleich es zu späterer Zeit wieder „durchbrechen“ kann). Das Opfer scheint die erlebte Viktimisierung „vergessen“ zu haben. Leider ist eine solche Strategie jedoch gerade deshalb in einer Untersuchung auf der Grundlage von Interviews mit Betroffenen nicht identifizierbar, da sich diese viktimisierten Personen gerade aufgrund ihres Verdrängungsprozesses nicht als Opfer erleben und sich daher auch nicht zu ihrer Viktimisierung befragen lassen.

Eine *Aufwertung der Situation* des Opfers durch einen Vergleich mit noch problematischeren Situationen („downward comparison“) fand sich ebenfalls in keinem der mit den Betroffenen durchgeführten Interviews. Es kristallisierte sich zwar heraus, dass einige der Betroffenen die rechtsextreme Tat nicht als das Schlimmste bewerten, was ihnen bisher im Leben zugestoßen ist. Insbesondere bei Asylsuchenden mit Migrationshintergrund wurde vielfach deutlich, dass ihre Biographie durch zahlreiche problematische, zum Teil lebensbedrohliche Ereignisse geprägt ist, von denen die aktuelle rechtsextreme Gewalttat nur eines ist. So berichtete ein Interviewpartner, dass die aktuelle Tat für ihn „nicht so schlimm gewesen“ sei, weil das Erleben von Gewalt zur „Normalität seines Alltags“ gehöre. Anders als beim „downward comparison“ wird hier jedoch der rechtsextreme Übergriff nicht nachträglich in seiner Problematik abgeschwächt, um seine Verarbeitung zu erleichtern, sondern er wird be-

reits während seines Geschehens als etwas erlebt, das in der eigenen Biographie als nicht sehr außergewöhnlich erscheint – eine Erkenntnis, die einmal mehr die Notwendigkeit sozialer Hilfeleistungen und präventiver gesellschaftspolitischer Maßnahmen im Rahmen dieser Problematik verdeutlicht.

Auch die Strategie der *Verleugnung* bzw. der *Neudefinition* dient der nachträglichen Abschwächung des rechtsextremen Übergriffs und seiner Folgen für die Betroffenen, was hier jedoch (im Gegensatz zum „downward comparison“) nicht über einen Vergleich mit anderen, als noch problematischer empfundenen Situationen erreicht wird. Bei diesen Strategien bleibt (im Gegensatz zur Verdrängung) der Übergriff als solcher den Betroffenen bewusst und erkennbar. Durch Verleugnung und Neudefinition wird die Viktimisierung aber so umdefiniert, dass sie relativiert und damit als erträglich erlebt wird. Für diesen Prozess sind ambivalente Gefühle oder Gedanken zur Tat charakteristisch. Eine solche Strategie fand sich in einigen Fällen der von uns befragten Betroffenen, jedoch wurde sie zumeist zusätzlich begleitet durch andere, vorwiegend aktive Bewältigungsmuster. In einigen Fällen relativierten die betroffenen Opfer neben der Tat selbst auch die Person des Täters, indem sie diesem z. B. ein „Recht auf Fehler“ zugestanden oder sich selbst die Schuld für den Übergriff zuschrieben, weil sie den Täter durch Provokation – oder auch nur Widerstand – „zur Tat getrieben“ hätten. Durch solche Prozesse des Umdefinierens lassen sich die Folgen der Tat zwar subjektiv besser ertragen, an der zu Grunde liegenden sozialen und gesellschaftlichen Problematik vermögen sie jedoch – wie alle innerpsychischen Bewältigungsstrategien – nichts zu ändern.

Schlussbemerkung

Es lässt sich festhalten, dass für einen großen Teil der Betroffenen die rechtsextreme Gewalttat ein Leben in Angst nach sich zieht. In den meisten Fällen kann nur mit erheblicher Anstrengung der Betroffenen und oft nur unter Inanspruchnahme professioneller Hilfe wieder Stabilität erlangt werden. Ebenso erschütternd ist jedoch die Erkenntnis, dass vor allem Opfer, die einen Migrationshintergrund – etwa als politisch Verfolgte – aufweisen,

den lebensgefährlichen Übergriff oft nur als ein existenziell bedrohliches Ereignis unter vielen bewerten. Die sozioökonomische Situation einiger der Befragten mit Migrationshintergrund ist mit einer derart gravierenden Unsicherheit und Zukunftsangst verbunden, dass die Tatsache der Viktimisierung durch rechtsextreme Gewalttäter nur eine individuelle Krise neben vielen anderen hervorgerufen hat.

Als Beispiel kann abschließend das Schicksal eines jungen Interviewpartners aus Sierra Leone dienen, dessen Vater sich in dem Bürgerkrieg in seiner Herkunftsgesellschaft den Rebellen anschloss und daraufhin gefangen genommen wurde. Seine Mutter verschwand zur selben Zeit spurlos, und auch zu seiner Schwester hatte er keinen Kontakt mehr. In der Annahme, auf diese Weise nach Großbritannien zu gelangen, wendete er sich aus Angst um sein Leben an eine Fluchthilfeorganisation, die ihn über viele Umwege nach Ostdeutschland brachte. Zunächst noch im Glauben, er sei in Großbritannien, wandte er sich in seiner Orientierungslosigkeit an deutsche Behörden, die ihn in der folgenden Zeit verschiedenen „Übergangslagern“ zuwiesen. Zur Zeit des Interviews wusste er nicht, ob seine Eltern noch am Leben waren und wo er hingehen sollte, wenn er Deutschland verlassen musste. Sein Aufenthalt hier wurde von den Behörden „geduldet“, er wusste jedoch nicht, über welche Zeit sich diese Duldung noch erstrecken würde. Dass er von rechtsextremen Skinheads überfallen und brutal geschlagen wurde, war ein weiteres Glied in einer Kette von Umständen, die ihn in anhaltende existenzielle Angst versetzten. Auch dieser Betroffene fand wirkungsvolle Hilfe erst in einer Opferhilfestelle, womit erneut über die sozialen Nahsysteme hinaus die zentrale Rolle dieser Einrichtungen bei der Stabilisierung von Opfern rechtsextremer Gewalt deutlich wird. Deren Arbeit sollte zukünftig – ideell wie finanziell – weiter gefördert werden.

Ein- und Ausstiegsprozesse rechtsextremer Skinheads

Was Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher über Skinheads wissen, stammt vorrangig aus den Medien – sofern sie nicht selbst dieser Jugendkultur angehören oder anderweitig Erfahrungen mit ihr gesammelt haben.

Kurt Möller

Dr. phil., geb. 1954; Professor für Soziale Arbeit an der Hochschule Esslingen und Privatdozent an der Universität Bielefeld. Hochschule Esslingen, Flandernstr. 101, 73732 Esslingen. kurt.moeller@hs-esslingen.de

Nils Schuhmacher

Diplom-Politologe und Diplom-Kriminologe, geb. 1972; wissenschaftlicher Autor in Hamburg. nils.schuhmacher@web.de

Das Bild in der öffentlichen Meinung ist glasklar: Wo „Skinhead“ drauf steht, ist „Rechtsextremismus“ drin. Für kritische Medienrezipientinnen und -rezipienten handelt es sich allerdings um ein unscharfes Bild, geben doch „organisierte Anschauungsweisen“¹ wie die Figur des wilddreisten Glatzkopfes in Bomberjacke, Krepplens und derben Stiefeln nur sehr eingeschränkt die Wirklichkeit wieder. Das auf ihnen fußende Wissen erscheint lückenhaft und „schief“. Erst recht nicht trägt es zum Verständnis darüber bei, wie und warum Jugendliche zu einer rechtsextremen Orientierung gelangen und warum diese etwa mit einer Hinwendung zur Skinheadkultur einhergeht. Dasselbe gilt für die Frage, auf welche Weise und wieso sie diese politische Orientierung und ihre jugendkulturelle Verknüpfung unter Umständen auch wieder aufgeben. So kann die Reproduktion der immergleichen Bilder nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir letztlich wenig über die Hintergründe des so genannten jugendlichen Rechtsextremismus, seine jugendkultu-

relle Verortung und seine Entwicklungsdynamiken wissen.

Immerhin verfügen wir über einige offizielle Zahlen. Die Sicherheitsbehörden beobachten seit einigen Jahren einen anhaltenden Zulauf zu militant-rechtsextremistischen Gruppen, also zu „Neonazis“ und zur Szene der im Regelfall nicht parteigebundenen und explizit in der Mehrzahl aus Skinheads bestehenden „subkulturell“ oder „sonstig Gewaltbereiten“. Während sich bei den Neonazis im Zeitraum der vergangenen zehn Jahre eine Erhöhung der Anzahl der Personen um rund 80 Prozent auf jetzt 4 200 Personen vollzog,² wuchs das Potenzial des zweiten Spektrums im selben Zeitraum um über 60 Prozent auf jetzt 10 400 Personen.³ Ähnliche Trends lassen sich für die registrierten rechtsextremen Straf- und Gewalttaten feststellen. Auch wenn im Laufe der letzten Jahre die der Registrierung zugrunde gelegten Definitionen nicht völlig gleich geblieben sind – 2001 erfolgte eine Umstellung auf das Definitionssystem „Politisch motivierte Kriminalität“ –, so ist doch eine Entwicklung ablesbar: Die Zahl der jährlichen Straftaten mit rechtsextremistischem Hintergrund hat sich in den vergangenen zehn Jahren um mehr als 70 Prozent erhöht (2006: 17 597), jene der einschlägigen Gewalttaten bewegte sich in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre noch auf einem Level zwischen 700 und 800 jährlichen Delikten, stieg dann aber wieder auf ein Niveau von etwa 800 bis über 1 000 (2005: 1 034, 2006: 1 115) und pendelte sich so auf das Zehnfache der späten 1980er Jahre ein.

Welche quantitative und qualitative Rolle Skinheads innerhalb der Szene und der von ihnen begangenen Straf- und Gewalttaten spielen, ist schwer zu ermitteln. In seiner jüngsten Einschätzung ging der Verfassungsschutz von 8 000 bis 10 000 Skinheads in Deutschland aus.⁴ Gleichzeitig rechnete er von den rund 10 000 als gewaltbereit eingestuften Rechtsextremisten noch 2005 etwa 85

¹ Uwe Pörksen, *Weltmarkt der Bilder. Philosophie der Visotypie*, Stuttgart 1997.

² Vgl. Bundesministerium des Innern, *Verfassungsschutzbericht 2006*, Berlin 2007.

³ Vgl. Bundesministerium des Innern, *Verfassungsschutzbericht 2005*, Berlin 2006; Bundesministerium des Innern 2007 (Anm. 2).

⁴ Vgl. Bundesministerium des Innern, *Verfassungsschutzbericht 2004*, Berlin 2005.

Prozent der Skinhead-Szene zu.¹⁵ Umgerechnet bedeutet das, dass mindestens 80 Prozent aller Skinheads als rechtsextrem einzustufen sind. Der Realitätsgehalt dieser Zahlen muss allerdings bezweifelt werden: Erstens ist unklar, wie innerhalb der rechtsextremen Szene Skinheads von denen zu unterscheiden sind, die ihnen in ihrer Aufmachung lediglich ähnlich sehen. Zweitens präsentiert sich die Skinheadkultur selbst als in hohem Maße fraktioniert und kennt neben (extrem) rechten Skins auch unpolitische „Oi-Skins“, antirassistische „Sharp-Skins“ sowie linke „Red- oder Rash-Skins“.¹⁶ Drittens tragen die aktuell zusehends an Dynamik gewinnenden kulturellen Veränderungsprozesse innerhalb der rechten Jugendzene und die Diffusion extrem „rechter“ Überzeugungen und Symboliken in andere Szenen hinein zu einer abnehmenden Erkennbarkeit und zu einer Abkehr vom klassischen Skinheadstil bei.¹⁷

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund vermeiden die Sicherheitsbehörden mittlerweile konkrete Zu- und Hochrechnungen. Sie konstatieren lediglich, dass sich das Spektrum der „subkulturell Gewaltbereiten“ „hauptsächlich“ aus Skinheads rekrutiere.¹⁸ Auch sozialwissenschaftliche Untersuchungen konnten bislang den grundsätzlichen Zusammenhang von Rechtsextremismus und Skinkultur kaum erhellen. Gleiches gilt für die Prozesshaftigkeit ihrer Ver- und Entbindungen bei der politischen Sozialisation von Einzelnen und Gruppen. Zwar gelingt es den Wissenschaftlern zum Teil, das innerkulturelle Leben, die Symbolik, das Selbstverständnis und die Geschichte der Skinheads differenzierter darzustellen; auch wird die Jugendkulturalisierung der rechtsextremen Angebote gut belegt.¹⁹

¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁶ „Oi“, in seinem Ursprung vermutlich auf das englische „Joy“ verweisend, wird als Schlacht- und Grußruf in allerlei Alltagssituationen, aber auch als Gattungsbegriff für eine besonders einfach gespielte, bodenständige Form des Punk verwendet, „Sharp“ steht für „Skinheads against racial prejudice“, „Rash“ ist die Abkürzung für „Red and Anarchist Skinheads“.

¹⁷ Vgl. Bundesministerium des Innern 2007 (Anm. 2).

¹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹ Vgl. z.B. Josef Drexler/Markus Eberwein, *Skinheads in Deutschland. Interviews*, Hannover–München 1987; Erika Funk-Hennigs, *Zur Musikszene der Skinheads – ein jugendkulturelles und/oder rechtsextremistisches Phänomen unserer Gesellschaft?*, in: Heiner Gembris/Rudolf-Dieter Kraemer/Georg Maas (Hrsg.), *Musikpädagogische Forschungsberichte* 1993,

aber explizite Forschung zum Zusammenhang zwischen Skinheadkultur und Rechtsextremismus gibt es in Deutschland so gut wie gar nicht. Eher am Rande wird der Kontext retrospektiv in psychiatrischen Betrachtungen¹⁰ und Straftäteranalysen auf Aktenbasis¹¹ thematisiert. Dabei fällt auf, dass der Skinheads zugeschriebene Anteil an rechtsextremen Straftaten je nach Studie stark variiert.¹² Wenn – was relativ selten vorkommt – das Interesse den Prozessen von rechtsextremen Ein- und Ausstiegen gilt,¹³ dann wird auch hier kaum nach skinkulturellen, neonazistischen oder sonstigen Kontexten differenziert. Die wenigen vorliegenden Langzeitstudien zu den Bedingungen der Entstehung und Distanzierung von rechtsextremen Orientierungen fokussieren ebenfalls nicht in syste-

Augsburg 1994; Gabriele Rohmann, *Spaßkultur im Widerspruch*, Bad Tölz 1999; Susanne El-Nawab, *Skinheads – Ästhetik und Gewalt*, Frankfurt/M. 2001; Klaus Farin (Hrsg.), *Die Skins. Mythos und Realität*, Berlin 2001; Christian Menhorn, *Die Skinheads. Portrait einer Subkultur*, Baden-Baden 2001.

¹⁰ Vgl. Andreas Marneros, *Blinde Gewalt. Rechtsradikale Gewalttäter und ihre zufälligen Opfer*, München 2005; Andreas Marneros u. a., *Der soziobiographische Hintergrund rechtsextremistischer Gewalttäter*, in: *MSchrKrim*, (2003) 5, S. 364–374 (*MSchrKrim* = Monatszeitschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform).

¹¹ Vgl. Helmut Willems/Stefanie Würtz/Roland Eckert, *Erklärungsmuster fremdenfeindlicher Gewalt im empirischen Test*, in: Roland Eckert (Hrsg.), *Wiederkehr des „Volksgeistes“? Ethnizität, Konflikt und politische Bewältigung*, Opladen 1994, S. 195–214; Robert Mischkowitz, *Fremdenfeindliche Gewalt und Skinheads – Eine Literaturanalyse und Bestandsaufnahme polizeilicher Maßnahmen*, Wiesbaden 1994; Innenministerium des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Skinheads und Rechtsextremismus. Instrumentalisierung einer Subkultur*, Düsseldorf 2001; Helmut Willems/Sandra Steigleder, *Täter-Opfer-Konstellationen und Interaktionen im Bereich fremdenfeindlicher, rechtsextremistischer und antisemitischer Gewaltdelikte. Eine Auswertung auf Basis quantitativer und inhaltsanalytischer Analysen polizeilicher Ermittlungsakten sowie von qualitativen Interviews mit Tätern und Opfern in NRW*, Trier 2003.

¹² Zwischen 4,7 Prozent (Mischkowitz) und 44,9 Prozent, vgl. H. Willems/S. Steigleder (Anm. 11).

¹³ Vgl. Benno Hafener, *Rechte Jugendliche. Einstieg und Ausstieg. Sechs biographische Studien*, Bielefeld 1993; Burkhard Schröder, *Ausstieger. Wege aus der rechten Szene*, Ravensburg 2002; Birgit Rommelspacher, *„Der Hass hat uns geeint“*. Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der rechten Szene, Frankfurt/M.–New York 2006.

matischer Weise Verkoppelungen von rechtsextremer und jugendkultureller Sozialisation.¹⁴

Vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklungen und des aktuellen Forschungsstandes ergibt sich damit die Notwendigkeit, die Zusammenhänge zwischen (Jugend-)Kultur und Rechtsextremismus genauer in den Blick zu nehmen und darin den Verläufen, Dynamiken und Mustern von Einstiegs- und Distanzierungsprozessen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.¹⁵

Einstiegsmuster – Ausstiegsmuster

Die Wege in die rechte Szene sind vielfältig, lassen sich empirisch aber doch vier Mustern zuordnen:

1. Interethnisches Konkurrenz erleben, also die Erfahrung bzw. das empfundene Drohen dauerhafter Konflikte mit Gleichaltrigengruppen (Peers) von Migrantenjugendlichen, wird als Hauptbegründung für einen Einstieg in die rechte Skin-Szene genannt.
2. Man übernimmt Deutungen eines sozialen Milieus, in dem rechtsextreme bzw. menschenfeindliche Positionen, teils auch skinkulturelle Ästhetiken, aufgrund ihrer Verbreitung als „normal“ gelten und so auch mit dem Versprechen sozialer Zugehörigkeit assoziiert werden können.¹⁶
3. Die Politisierung beginnt erst nach dem Eintritt in die Skinhead-Szene und stellt eher eine Art Anpassungsleistung an dort existierende Verhaltens- und Orientierungsnormen dar.
4. Oft verquickt mit den genannten Mustern spielen Bedürfnisse nach Abgrenzung gegenüber Eltern oder Gleichaltrigen und nach Rebellion eine den Einstieg begünstigende Rolle.

¹⁴ Vgl. etwa Wilhelm Heitmeyer u. a., Die Bielefelder Rechts-Extremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher, Weinheim-München 1992; Kurt Möller, Rechte Kids. Eine Langzeituntersuchung über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15-Jährigen, Weinheim-München 2000; Klaus Wahl/Christiane Tramtitz/Martin Blumtritt, Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen 2001.

¹⁵ Die folgende Darstellung nimmt selektiv Bezug auf eine zwischen 2002 und 2005 durchgeführte qualitativ angelegte Studie, in der insgesamt 40 ost- und westdeutsche Jugendliche und junge Erwachsene, die sich dieser Szene zugehörig fühlen bzw. einmal zugehörig fühlten, begleitet und zu ihren Motiven, Entwicklungen und biographischen Hintergründen befragt wurden. Vollständig können die Ergebnisse nachgelesen werden in Kurt Möller/Nils Schuhmacher, Rechte Glatzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads, Wiesbaden 2007.

¹⁶ Vgl. zuletzt Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 5, Frankfurt/M. 2007.

Wege aus der Szene heraus spielen sich in einem Wirkungsdreieck aus Binnenerfahrungen im Szene- bzw. Cliquenkontext, sonstigen sozialen Zusammenhängen und Bewältigungsversuchen lebensbiographischer Entwicklungsaufgaben ab. Im Einzelnen handelt es sich um:

– Desintegrationserfahrungen im Szenekontext, vor allem durch hier selbst erlittene oder bei Nahestehenden beobachtete Gewalt und Demütigung, aber auch durch erlebte Enttäuschungen zum Beispiel hinsichtlich der für sie zentralen Werte wie „Zusammenhalt“ und „Kameradschaft“;

– als positiv erlebte Erfahrungen von Integration(schancen) außerhalb der Szene oder als schmerzhaft oder bedrohlich empfundene institutionelle Sanktionierung, die das Risiko eines Verbleibs in Szene- und Orientierungskontexten für eine gelingende Lebensbewältigung aufzeigt;

– die Einsicht, Statuspassagen des Übertritts in ein gesichertes Erwachsenenleben nicht erfolgreich absolvieren zu können, ohne die rechtsorientierte skinkulturelle Orientierung abzulegen.

Wodurch sich Jugendliche und junge Erwachsene allerdings in einer solchen Weise entwickeln, wird mit den oben erwähnten Befunden nicht hinreichend geklärt. Dazu müssen jene komplexen Prozesse der Erfahrungsproduktion und -verarbeitung betrachtet werden, die sich vor allem in den zentralen Sozialisationsbereichen der jungen Leute vollziehen. Hier sind für die Einstiegsprozesse zwei (Affinitätsaufnahme und Affinitätsverfestigung), für die Ausstiegsprozesse drei Stadien (Irritation, alltagspraktische Loslösung, Manifestation der Ablösung) erkennbar.

Sozialisationsbereich Familie

Die Familie stellt die erste und wichtigste Sozialisationsinstanz dar. Bei aller Unterschiedlichkeit der skizzierten Einstiegsmuster im Stadium der Affinitätsaufnahme zeigt sich hier ein typisches Muster: Existierende Konfliktlagen, objektiv vorhandene alltagspraktische Distanzen, unübersehbare Kommunikationsarmut und biographische Brüche und Unsicherheiten werden oft kaschiert oder positiv überzeichnet. Mit einer Idealisierung der

familiären Situation geht die Neigung zur Idealtypisierung einher: Erfahrungen wie die Dominanz des Vaters über die Mutter, eine gewisse erzieherische Härte, mehr aber noch Kommunikationsarmut und emotionale Leere im Umgang miteinander dienen als Modell für die eigene aktuelle bzw. zukünftige Lebensführung. Ein enger Zusammenhang zwischen den von den Eltern vertretenen politischen Ansichten und der politischen Entwicklung der Kinder ist indes nicht durchgehend zu erkennen. Zwar fungieren Väter – häufiger noch Großväter – bisweilen als inhaltliche Stichwortgeber, vorherrschend ist jedoch eher das Fehlen politisch-inhaltlicher Auseinandersetzung. Dies setzt sich bis in den Einstiegsprozess hinein fort. Auch wenn dieser häufig von zunehmenden innerfamiliären Auseinandersetzungen begleitet wird, steht in deren Mittelpunkt weniger die politische als die kulturelle Orientierung, konkret: das „auffällige“ Verhalten der Söhne oder Töchter. In einer „konformen Rebellion“ betonen die Jugendlichen auf der Erscheinungsebene ihre Unterscheidbarkeit und Abgrenzung (von den Eltern als Repräsentanten der Erwachsenenwelt), verhalten sich auf der Inhaltsebene aber konform mit deren (tatsächlichen oder angenommenen) Einstellungen und Ressentiments, etwa gegenüber „Ausländern“ und Randgruppen. Eine wichtige Rolle spielen ältere Geschwister. Viele Fälle zeigen, dass deren politische und kulturelle Orientierung einen maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der Befragten ausübt.

Im Stadium der Verfestigung von kultureller Orientierung und politischer Einstellung wird das für die Anfänge der Einstiegszenarien entworfene Bild verstärkt. Die Idealvorstellungen von Familie werden weiterhin direkt aus den eigenen Erfahrungen mit meist durchsetzungsschwachen, aber umsorgenden Müttern und wenig präsenten oder zumindest emotional unnahbaren Vätern gewonnen. Gleichzeitig nehmen elterliche Interventionen zu, bleiben jedoch hinsichtlich einer Änderung des Auftretens und des Verhaltens der Jugendlichen erfolglos. Vielfach zeigen sich Eltern überfordert und hilflos. Nicht selten resultieren daraus resignative Rückzüge aus der Erziehung.

Anders bzw. verändert stellt sich das Bild bei jenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen dar, die sich irgendwann wieder von

einer rechtsextremen oder rechtsextrem aufgeladenen skinkulturellen Orientierung distanzieren. Für das erste Stadium der Abstandnahme zeigt sich zwar, dass Familien nicht in der Lage sind, einen direkten und unmittelbaren Beitrag zu einer Irritation von Überzeugungen und Orientierungen zu leisten. Wenn diese aber von anderer Seite ausgelöst worden ist und ein Prozess der alltagspraktischen Loslösung von der Szene eingesetzt hat, erweist sich, dass die erzieherische Vermittlung sozialer Kompetenzen – etwa das Einüben von verbaler Auseinandersetzungsbereitschaft – positive Effekte hat. In dieser Zeit gewinnt die Familie wieder mehr an Gewicht und wird auch praktisch zu einem zentralen Bezugs- und Orientierungspunkt der eigenen Lebensbewältigung, etwa wenn die Eltern ihren Kindern bei der Vermittlung von Arbeit und Wohnung helfen oder ihnen finanziell und alltagspraktisch unter die Arme greifen. Freilich: Nicht immer und nur kaum einmal deutlich gehen Ausstiegsprozesse aus Szenezusammenhängen mit einer restlosen Distanzierung von bis dahin vertretenen politischen Überzeugungen einher. In der Außendarstellung dieser Haltung kommt es allerdings in allen Fällen und Mustern zu einer deutlichen Anpassung an die familiären Normalitätspostulate.

Sozialisationsbereich Schule, Ausbildung und Beruf

Im Sozialisationsbereich Schule, Ausbildung und Beruf zeigen sich durch die skizzierten Einstiegsmuster hindurch große Ähnlichkeiten. Bereits vor der Hinwendung zur rechten Skin-Szene ist das Gefühl mangelnder Unterstützung und fehlenden sozialen Anschlusses vorherrschend. Häufig gibt es nicht nur mit Lehrkräften, sondern auch mit Mitschülerinnen und Mitschülern Konflikte. Mit dem Leistungsprinzip, das explizit bejaht wird, haben die Befragten zwar kein grundsätzliches Problem, es erweist sich aber praktisch insofern als problematisch, als den eigenen Ansprüchen oft nicht entsprochen werden kann. Wo innerhalb der (Aus-)Bildungseinrichtung selbst keine rechten und skinkulturellen Hegemonialstrukturen vorhanden sind, werden Szene-Anschlüsse in der Regel außerhalb des schulischen Raumes gesucht und gefunden.

Mit der erfolgreichen Anbindung an eine entsprechende Clique verändern sich auch die Wahrnehmungen und Selbstbilder der Befragten. An die Stelle einer bis dahin lamentierenden Haltung tritt ein durch den Rückhalt der Gruppe abgesichertes kämpferisches und agitierendes Auftreten, das sich vor allem gegen das Lehrpersonal richtet, aber auch Mitschüler betreffen kann. Gleichzeitig kann Szenezugehörigkeit – je nach Grad der bereits eingetretenen Politisierung und vermittelt über den Gedanken, einer Art Elite anzugehören – auch eine erhöhte Bereitschaft zu individueller Leistung zur Folge haben.

Phasen schulischer und beruflicher Neuorientierung eröffnen neue, teilweise auch neuartige soziale Kontakte; sie führen etwa zu Begegnungen mit „eigentlich ganz netten“ Migranten. Mitunter lösen diese Irritationen bislang kohärenter Überzeugungen aus, sie können aber so lange in die vorhandenen Deutungsraster eingeordnet werden, wie es gelingt, sie als „Ausnahmen von der Regel“ zu betrachten oder anderweitig subjektiv zu rationalisieren. Dennoch fördern solche Erfahrungen offensichtlich auf längere Sicht und im Verbund mit anderen Faktoren die Distanzierung. Deutlich zu erkennen ist daneben ein Zusammenhang zwischen motivierenden Arbeitsverhältnissen und daraus erwachsenden individuellen Aufstiegsinteressen auf der einen und dem abnehmenden Interesse auf der anderen Seite, sich in subkulturellen Kontexten zu bewegen. In diesem Prozess verliert die Vorstellung an Attraktivität, über ein bestimmtes Outfit und Auftreten Respekt gezollt zu bekommen; der Aufbau von Selbstwertgefühl durch Erfolge in Schule und Beruf kann helfen, die Ablösung zu sichern.

Sozialisationsbereich Partnerschaft

Der Bereich partnerschaftlichen Erlebens spielt im Einstiegsprozess für Mädchen wie für Jungen eine weniger wichtige Rolle als vielfach angenommen. Allerdings zeigen sich starke geschlechtsspezifische Unterschiede. Bei den männlichen Jugendlichen dominieren Beziehungsmuster und -vorstellungen, die ihr Vorbild oft in den bereits beschriebenen familiären Strukturen finden. Dies bedeutet, dass Mädchen grundsätzlich als passiv wahr- und tendenziell weniger ernst genommen werden. Beziehungen werden zunächst – anders als in

der Phase der Konsolidierung und Fundamentalisierung der rechtsextremen Haltung¹⁷ – vorrangig außerhalb des Szenerahmens gesucht; die in der eigenen Wahrnehmung von „Kampf“ und „Härte“ geprägte (Männer-) Welt der rechten Skins bleibt von der Nestwärme garantierenden Welt der Zweierbeziehung noch strikt getrennt. Dem entgegen stehen die Partnerschaftsvorstellungen der Mädchen. Sie suchen Gleichberechtigung, auch wenn sie klassische Rollenverteilungsmuster keinesfalls grundsätzlich ablehnen. Passend dazu stellen weibliche Einstiege in die Szene auch Versuche dar, sich von gängigen Rollenerwartungen zu emanzipieren und Stärke, Durchsetzungsfähigkeit, Respektwürdigkeit und Selbstbestimmung zu demonstrieren; dies auch dann, wenn solche Ambitionen in vielen Fällen mit fortschreitender Integration in die Szene praktisch darauf zurückschrumpfen, sich einer im Cliquen- oder Partnerschaftsverbund von männlichen Freunden „geliehenen Autonomie“ (besser: Schein-Autonomie) zu vergewissern.

Eine den persönlichen Entwicklungsverlauf tatsächlich stark beeinflussende Funktion bekommen Partnerschaften erst im Prozess der Distanzierung. So können einerseits in szeneeigenen Partnerschaften erste Irritationen von Zugehörigkeit und Einstellung vertrauensvoll kommuniziert werden, andererseits können neu entstehende, emotional als intensiv erlebte szeneeexterne Partnerschaften bisher vertretene Annahmen erschüttern und eingeschlifene Verhaltensweisen in Frage stellen. In beiden Fällen fungieren Partnerschaften im Prozess der Loslösung als jene sozialen Zusammenhänge, die den Verlust von Szenekontakten maßgeblich auffangen. Im Manifestationsstadium der Ablösung setzen sich allerdings meist sehr konventionelle Vorstellungen von Partnerschaftlichkeit durch.

Sozialisationsbereich Peer-Zusammenhang

Als einer der sowohl für Einstiege als auch für Ausstiege wichtigsten Sozialisationsbereiche können Peer-Zusammenhänge gelten, nicht zuletzt deshalb, weil in ihnen und durch sie die Ver- und Entflechtungen von politischen Orientierungen und jugendkultu-

¹⁷ Vgl. K. Möller/N. Schuhmacher (Anm. 15), S. 234 ff.

rellen Zuordnungen wie nirgendwo sonst vollzogen werden.

In der Praxis ist der Ausgangspunkt der Annäherung musterunabhängig das Gefühl, nicht über hinreichend verlässliche Peer-Netzwerke zu verfügen. Wo sie doch vorhanden sind, herrscht gerade auf der Ebene der Handlungsorientierung bereits eine starke Ähnlichkeit mit dem, was die Jugendlichen später in der rechten Skin-Szene vorfinden und praktizieren. Die Suche nach solchem Anschluss hat darüber hinaus ganz offenbar auch etwas mit einem nur gering ausgeprägten Interesse bzw. fehlenden Möglichkeiten zu tun, Individualität und persönliche Unverwechselbarkeit auszubilden. Gerade über die Teilhabe an einer mit Stärke oder wenigstens Standfestigkeit assoziierten Gruppe soll Selbstwertgefühl gewonnen werden. Die entstehenden Gruppen ähneln sich in ihrem niedrigen Grad an verbaler Kommunikation und hoher Orientierung an Körperlichkeit. Dies spiegelt sich auch in der zahlenmäßigen Dominanz männlicher Jugendlichen wider. Besonders dort, wo Konflikte von Jugendlichen aus Zuwandererfamilien das Ausschlag gebende Einstiegsmotiv sind, werden die Ästhetik und das Auftreten der Skinheads für die Demonstration von Stärke, Härte und Wehrhaftigkeit in Dienst genommen. In einer Gruppe stilistisch uniformierter junger Leute wird darüber hinaus das Gefühl erzeugt, gemeinsam mit anderen eine Meinung zu vertreten, die nicht „jugendlichen Flausen“ entspringt und daher gesellschaftlich irrelevant ist, sondern Aufmerksamkeit und Respekt verdient.

In dreifacher Hinsicht verspricht die Zugehörigkeit zu den Skinheads Sicherheit: Sie mobilisiert gegen die Gewalt der anderen eigene Gewaltfähigkeit, bietet Sinnstrukturen und Orientierungsmuster an und integriert das persönliche Handeln in eine überindividuelle Gültigkeit beanspruchende Idee sinnvoller Lebens-, Freizeit- (und bei den „Rechten“ auch: Politik-)gestaltung. Auch in dem Muster, in dem interethnische Konkurrenz erleben die Jugendlichen zusammentreibt, mehr jedoch in den anderen Mustern, wird deutlich, dass die entstehenden Cliques anfänglich weder politisch noch kulturell so einheitlich sind, wie die Befragten dies sehen oder gerne hätten, und dass sie in erster Linie allgemeine cliquentypische Aufgaben wahr-

nehmen, keinesfalls also etwa als „Kameradschaften“ auftreten.

Dies ändert sich im Stadium der Affinitätsverfestigung, dessen Charakter und Tempo stark von der entstehenden Gruppendynamik abhängt. Auf der individuellen Ebene erfolgt Verfestigung in diesem Zusammenhang als Wissensaneignung und -vertiefung, auf der strukturellen Ebene vereinheitlichen und vernetzen sich die Gruppen, während szenefremde Kontakte mehr und mehr abgebrochen werden. Interpersonale Gewalt spielt weiterhin bzw. zunehmend eine wichtige Rolle, was immer stärker dazu beiträgt, sich über gemeinsame Gegner und Bedrohungen als Gruppe Gleichgesinnter zu definieren.

Wie oben angedeutet kommt im Zusammenhang mit Distanzierungsprozessen Cliques ebenfalls eine herausragende Bedeutung zu. Negative Erfahrungen befördern Irritationen und Loslösungsprozesse. Die Integrations- und Sicherheitserwartungen an die Szene reiben sich dann an deren Wirklichkeit, weil statt „Kameradschaft“ und „brüderlicher“ Unterstützung „Verrat“, „Neid“ und Gewalt vorherrschen. Wenn über solche Situationen allen meist zunächst einsetzenden Verdrängungs- und Verleugnungsstrategien zum Trotz – mit Partnern und Freunden sowie mit der Familie – gesprochen werden kann, besteht die Chance zu einer Abkehr. In relativer Distanz verliert sich dann allmählich auch die Orientierung am Kollektiv. Individuelle Zielsetzungen erhalten stärkere Betonung, und an die Stelle von „Kameradschaft“ treten diskursive Freundschaftsnetze.

Sozialisationsbereich mediales Erleben

Mediales Erleben spielt in Einstiegsprozessen in extrem rechte politische Orientierungs- und Szenezusammenhänge, aber auch dann, wenn es um Fragen der kulturellen Identifizierung geht, eine wichtige Rolle. Zum einen kann massenmediales Erleben ganz wesentlich dazu beitragen, dass überhaupt erst ein einschlägiges Bild von Skinheads entsteht. Das zeigt sich besonders bei jenen Befragten, die mit Skinheads von Beginn an Ausländerfeindlichkeit oder Rebellion assoziieren. Zum anderen existiert mit „Rechtsrock“ ein kultureller Ausdruck, der im Zuge des Einstiegs angeeignet wird und den Einstiegsprozess

über die mit ihm gebotenen sozialen, sinnlichen und emotionalen Erfahrungsmöglichkeiten weiter verstärkt: Er wird zum leicht einsetzbaren Mittel, um die Zugehörigkeit zur Szene akustisch, symbolisch und gestisch zum Ausdruck zu bringen. Abweichend ist das Bild nur dort, wo die politische auf die kulturelle Annäherung folgt. Hier wird der „richtige“ Konsum von „Rechtsrock“ erst im Verlauf der Zugehörigkeit als „notwendiger“ Teil der eigenen Skin-Identität anerkannt. Insgesamt ist „Rechtsrock“ ein zentraler Teil kultureller Rahmungsstrategien und Abgrenzungsbemühungen. Er beginnt jedoch erst im Kontext des Selbstverständnisses als Kampf-gemeinschaft und unter Bedingungen rechter skinkultureller Hegemonie, mehr und mehr eine Rolle als alternatives Informationsmedium zu spielen.

Entsprechend geht Distanzierung vor allem mit einem Bedeutungsverlust von Szenemedien einher. Das heißt nicht, dass der Konsum etwa von „Rechtsrock“ eingestellt wird, sehr wohl aber, dass er seine Ausstrahlungskraft und damit seine Bedeutung für die Herausbildung der eigenen Haltung verliert. Ebenso wenig, wie eine Bereinigung des Musikmarktes von „Rechtsrock“ die Ursachen für die Orientierung Jugendlicher nach rechts beseitigen würde, kann der Entzug dieser Musikrichtung bei bereits rechtsextrem Orientierten ein auslösendes Moment dafür sein, Abstand zu nehmen. Aussteiger entledigen sich – wenn überhaupt – erst dann ihrer einschlägigen CD-Sammlung, wenn im Stadium der Loslösung auch die kulturellen Rahmungen der bisherigen politischen Haltung abgelegt werden.

Fazit und Grundlinien von Konsequenzen

Einstiegsprozesse in von der Skin-Kultur geprägte rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge werden nicht durch jugendkulturelle Zusammenhänge ausgelöst, sondern basieren auf Alltagserfahrungen, die in erster Linie durch drei Faktoren gekennzeichnet sind: dem subjektiven Empfinden eines Mangels an Chancen, die eigenen Lebensbedingungen verbessern zu können; einer emotionalen Verarmung sowie der (relativen) sozialen Ausgrenzung. Dem soll offenbar durch den Anschluss an ein Bedrohlich-

keit inszenierendes, augenscheinlich kontrollmächtiges Kollektiv von gesellschaftlicher Relevanz begegnet werden, das Einbindung grundlegend über leistungsunabhängige ethnische Zugehörigkeit gewährt und über seine jugendkulturelle Rahmung symbolische Einstiegs- und Verfestigungshilfen bietet, die sozioemotionale Einbindung suggerieren.

Ausstiegsprozesse kommen in Gang, wenn Irritationen der Kohärenz von alltagsrelevanten Deutungen diskursiver Reflexion zugänglich gemacht, zugleich oder danach reale Teilhabe und Wertschätzung szeneeextern alltagspraktisch erfahren und Selbstwirksamkeitserfahrungen in zentralen gesellschaftlichen Leistungsbereichen gemacht werden können.

Welche Maßnahmen zur Einstiegsverhinderung und Ausstiegsförderung eingeleitet werden sollten, ist damit offensichtlich: Politik, Pädagogik und andere gesellschaftliche Einrichtungen können sich nicht darauf beschränken, über den Einzug rechtsextremen Denkens und Auftretens in die Jugendkultur aufzuklären und diesem durch Skandalisierung und Repression entgegenzutreten. Vielmehr müssen die Maßnahmen darauf gerichtet sein, die Bedingungen für eine eigenständige Lebensgestaltung zu verbessern. Es gilt, Ausstieg als Umstieg anzubieten: Erfahrungen der Kontrollierbarkeit der eigenen Lebensbedingungen zu vermitteln, Möglichkeiten der sozialen Integration in attraktive und zugleich demokratische Kontexte und die Bedingungen für die Erfahrung von emotionalem Aufgehobensein im sozialen Nahraum zu verbessern sowie die Entwicklung von Kompetenzen zu fördern, die eine eigenständige und sozial verantwortliche Lebensführung ermöglichen.¹⁸ Weichen in diese Richtungen zu stellen, ist auch bei jungen Leuten noch Erfolg versprechend, die bereits eine rechtsextreme Orientierung aufweisen. Daher ist die soziale und pädagogische Arbeit mit Rechtsorientierten nach wie vor unverzichtbar.

¹⁸ Vgl. dazu als Strategie für Sozialarbeiter: Kurt Möller, Soziale Arbeit gegen Menschenfeindlichkeit. Lebensgestaltung über funktionale Äquivalenzen und Kompetenzentwicklung, in: Wilhelm Heitmeyer (Anm. 16), S. 294–311.

Wolfgang Kühnel

Gruppen, Konflikte und Gewalt im Jugendstraf- vollzug

Seit Jahren verweisen Kriminologen und Strafrechtler auf gravierende Probleme im Jugendstrafvollzug: Regelungsdefizite aufgrund eines fehlenden

Wolfgang Kühnel

Dr. phil., geb 1955; Professor für Kriminologie und Soziologie an der FH für Verwaltung und Rechtspflege Berlin, Alt-Friedrichsfelde 60, 10315 Berlin.
w.kuehnel@fhvr-berlin.de
www.fhvr-berlin.de

Jugendstrafvollzugs-gesetzes, steigende Belegungszahlen im geschlossenen Vollzug bei gleichzeitiger Unterauslastung des offenen Vollzugs, Zunahme des Anteils an Untersuchungsgefangenen, ein Trend zu einer restriktiven Vollzugspraxis insbesondere in den ostdeutschen Bundesländern, Zunahme des Anteils nichtdeutscher und Ausiedlerjugendlicher, einen Anstieg der wegen Gewaltdelikten (Tötungs-, Körperverletzungs-, Raub- und Sexualdelikte) einsitzenden Jugendstrafgefangenen und eine Verjüngung der Altersstruktur.¹

Zu diesen Problemen zählt ebenso die Präsenz von rechtsextremen Gewalttätern in der Haft.² Analysen und Praxisberichten zufolge lassen sich im rechtsextremen Milieu unterschiedliche Personengruppen unterscheiden:³ In den Haftanstalten sind überwiegend Insassen, die in hohem Maße aggressionsgewöhnt und wegen zahlreicher Gewaltdelikte gegen Jugendliche mit Migrationshintergrund sowie gegen Jugendliche aus „anderen“ (u. a. linken) Zusammenhängen einsitzen. Eine feste Verankerung mit der rechtsextremen Ideologie ist bei ihnen nicht unbedingt vorhanden. Das ist anders bei so-

genannten Gesinnungstätern. Obwohl auch diese Täter wegen Gewaltdelikten verurteilt sind, treten sie in der Haft durch eine gewisse Zurückhaltung und Disziplin hervor. Der Umgang mit Gruppen wie diesen ist eine große Herausforderung, nicht nur für die Bediensteten und Sozialarbeiter in der Haft, sondern für unsere Gesellschaft insgesamt.

In anderer Weise wird Gruppenbildung bei ausländischen Inhaftierten oder bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund beobachtet.⁴ Bei ihnen definiert sich die Gruppenzugehörigkeit durch ethnische oder nationale Merkmale. In ihrer Orientierung auf Dominanz, Männlichkeit, Stärke, Risikobereitschaft und in ihrer Bindung an einen Ehrenkodex unterscheiden sich ausländische Gefangene allerdings nicht nennenswert von deutschen Insassen.

Problemstellung

Die genannten Aspekte sind Gegenstand einer Untersuchung, die in vier Jugendstrafanstalten in Berlin, Brandenburg (Spremberg und Wriezen) und Mecklenburg-Vorpommern (Neustrelitz) durchgeführt wurde und deren Ergebnisse hier vorgestellt werden.

¹ Vgl. Bernd-Rüdiger Sonnen, Jugendstrafvollzug in Deutschland. Rechtliche Rahmenbedingungen und kriminalpolitische Entwicklungen, in: Mechthild Bereswill/Theresia Höyneck (Hrsg.), Jugendstrafvollzug in Deutschland. Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder. Beiträge aus Forschung und Praxis, Mönchengladbach 2004, S. 57–78.

² Hierzu gibt es bisher nur wenige verlässliche Studien: Vgl. Wolfgang Frindte/Jörg Neumann, Fremdenfeindliche Gewalttäter. Biographien und Tatverläufe, Wiesbaden 2002; Andreas Maneros/Bettine Steil/Anja Galvao, Der soziobiographische Hintergrund rechtsextremer Gewalttäter, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform (MschrKrim), 86 (2003) 5, S. 364–372; Figen Özsoz, Rechtsextreme Gefangene im Strafvollzug, in: MschrKrim, 90 (2007) 1, S. 30–47.

³ Vgl. z. B. Christoph Flügge, Rechte Gewalttäter in Haft – und was dann?, in: ZfStrVo, (2002) 2, S. 82–86; Werner Nickolai/Joachim Walter, Rechtsorientierte gewalttätige Jugendliche in und außerhalb des Strafvollzugs. Wie reagiert die Sozialarbeit? in: ZfStrVo (1994) 2, S. 69–74.

⁴ Vgl. Britta Bannenberg, Migration – Kriminalität – Prävention, Gutachten zum 8. Deutschen Präventionstag, in: Hans-Jürgen Kerner/Erich Marks (Hrsg.), Internetdokumentation Deutscher Präventionstag, Hannover 2003, www.praeventionstag.de/content/8_praev/gutachten.htm.

Folgenden Fragestellungen wurde dabei nachgegangen:

1. Inwieweit lassen sich Gruppen im Jugendstrafvollzug identifizieren? Welche Prozesse führen zur Gruppenbildung?
2. Ist das Gefängnis eher anfällig für Gruppenkonflikte oder für interpersonelle Konflikte?
3. Welche Bedeutung hat Gewalt im alltäglichen Leben der Insassen?
4. Welche Strategien/Maßnahmen gegen Gruppenbildung und Gewalt gibt es im Strafvollzug?

Bei der Suche nach Bezugspunkten für die Gruppenanalyse zeigt sich, dass es unterschiedliche Zugänge gibt. Grundlegend ist zunächst der Hinweis Erving Goffmans auf die fundamentale Trennung zwischen Insassen und Personal.¹⁵ Die jeweils andere Gruppe wird aus der Perspektive feindseliger Stereotype betrachtet. Das Verhältnis zwischen beiden Gruppen ist durch eine starke soziale Distanz geprägt, die Kommunikation in hohem Maße eingeschränkt. Goffman begreift das Gefängnis aber nicht nur als eine Institution, der die Insassen bedingungslos ausgeliefert sind. Gerade seine Überlegungen zum Stigmanagement machen deutlich, dass Gefangene über teilweise subtile und subversive Bewältigungsstrategien verfügen. Seinen Ansatz auf die vorliegenden Fragestellungen zu beziehen, ist aber vermutlich nicht ganz unproblematisch. Denn das Konzept vom Strafvollzug als einer „totalen Institution“ ist in einer Zeit entstanden, als die so genannten „Big Houses“ mit 3 000 bis 4 000 Insassen, in monumentalen Gebäuden untergebracht, die Struktur der Gefängnisse in den USA prägten. Auch die Folgen der weitergehenden Differenzierung der Gefängnisorganisation im Zuge der Einführung von Behandlungskonzepten sind nicht Gegenstand von Goffmans Überlegungen.

Ein zweiter Ansatz bezieht sich auf die sozialpsychologischen Theorien intergruppalen Verhaltens, mit dem sich soziale Konflikte und diskriminierendes Verhalten erklären las-

¹⁵ Vgl. Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/M. 1973. Goffman hat allerdings keine eigenen Untersuchungen in Gefängnissen durchgeführt.

sen. Nach dem Minimalgruppen-Paradigma¹⁶ reicht die Einteilung in zwei Gruppen aus, damit es zu einer Eigengruppen-Bevorzugung und Fremdgruppen-Abwertung kommt. Konflikte bzw. der Wettbewerb zwischen den Gruppen wirken indirekt, indem die Kategorisierung akzentuiert und die Diskriminierung verstärkt werden.¹⁷

Eine Weiterung des Minimalgruppen-Paradigmas stellt die Theorie der sozialen Identität (TSI) dar.¹⁸ Sie beruht auf der Vorstellung, dass Menschen nach einem zufrieden stellenden Selbstkonzept oder Selbstbild streben.¹⁹ Das Selbstkonzept wird wiederum zum Teil durch die Einbindung in Gruppen bestimmt. Gruppen bilden Kategorien für die Definition sozialer Zugehörigkeit und ermöglichen zugleich ihren Mitgliedern soziale Identität. Eine positive Gestaltung des Selbstkonzepts setzt voraus, die Eigengruppe eher positiv zu sehen. Die eigene Gruppe wird (positiv) bewertet, indem sich Individuen mit anderen Gruppen vergleichen und sich von ihnen unterscheiden.

Vorurteile und Stereotype sind Teil intergruppalen Differenzierung und tragen zur Aufrechterhaltung und Stabilisierung einer positiven sozialen Identität bei.¹⁰ Durch den sozialen Vergleich ist es möglich, positive Stereotype von der Eigengruppe zu entwickeln und sich mithilfe negativer Stereotype von der Fremdgruppe abzugrenzen. Intergruppalen Differenzierungen treten vor allem dann auf, wenn die soziale Identität bedroht ist oder ein Konflikt zwischen Gruppeninteressen vorliegt. Wer eine Bedrohung seiner Identität wahrnimmt, versucht andere Gruppen

¹⁶ Vgl. Henri Tajfel/Michael Billig/R. P. Bundy/Claude Flament, *Social Categorization and Intergroup Behaviour*, in: *European Journal of Social Psychology*, (1971) 1, S. 78–149.

¹⁷ Vgl. Amélie Mummendey/Sabine Otten, *Theorien intergruppalen Verhaltens*, in: Dieter Frey/Martin Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie*. Bd. 2. Gruppen-, Interaktions- und Lerntheorien, Bern 2002, S. 95–119.

¹⁸ Vgl. A. Mummendey/S. Otten (ebd.) und Henri Tajfel/John C. Turner, *The Social Identity Theory of Intergroup Behaviour*, in: Stephen Worchel/William G. Austin (Eds.), *Psychology of Intergroup Relations*, Chicago 1986, S. 7–24.

¹⁹ Vgl. Henri Tajfel, *Social Identity and Intergroup Relations*, Cambridge 1982.

¹⁰ Vgl. Andreas Zick, *Vorurteile und Rassismus*, Münster 1997.

abzuwerten, selbst wenn der Abwertungsprozess auf subjektiven bzw. „eingebildeten“ Gründen (z. B. „Ausländer nehmen uns die Arbeit weg“) beruht.

In der Literatur werden verschiedene Strategien zur Herstellung einer positiven sozialen Identität beschrieben.¹¹ Wenn die Grenzen zwischen den Gruppen als durchlässig wahrgenommen werden, besteht die Möglichkeit, dass Mitglieder einer statusniedrigen Gruppe diese verlassen und zu einer statushöheren aufsteigen. Dadurch verändern sie ihre individuelle Position; die Statusrelationen der Gruppen hingegen bleiben unverändert. Eine weitere Strategie zielt darauf ab, durch Wettbewerb mit der Fremdgruppe die Statusbeziehungen zwischen Eigengruppe und Fremdgruppe zu ändern.

Sind die Gruppengrenzen durchlässig, ist eine kognitive Umdeutung möglich (Dekategorisierung). Dieser Strategie würde z. B. entsprechen, Provokationen in der Haft nicht mit Gewalt oder Gewaltandrohung zu beantworten. Eine weitere Möglichkeit zur Dekategorisierung besteht in der Aufwertung oder der Veränderung der Vergleichsparameter. Durch geeignete Behandlungs- und Trainingsprogramme im Strafvollzug lässt sich unter Umständen ein Wandel von gewaltförmigen zu sozial-kommunikativen Problem-lösungsstrategien herbeiführen.

Im Strafvollzug ist davon auszugehen, dass die soziale Identität der Insassen unsicher und stark bedroht ist und es zu Konflikten zwischen unterschiedlichen Gruppen kommt. Aufgrund der hierarchischen Statusdifferenzen ist der stärkste Konflikt zwischen der Gruppe der Insassen und der Gruppe der Bediensteten anzunehmen. Die Gruppengrenzen sind hier in der Regel undurchlässig. Das Bestreben, durch soziale Mobilität eine Statusveränderung herbeizuführen, ist somit begrenzt.

Es ist anzunehmen, dass sich Differenzierungen vor allem zwischen den Gefangenen-gruppen entwickeln, deren Grenzen durchlässiger sind.

¹¹ Verschiedene Strategien zur Herstellung einer positiven sozialen Identität werden u. a. beschrieben in: Michael A. Hogg/Dominik Abrams, *Social Identifications*, London 1988; vgl. auch Anm. 8.

Unterschiede zwischen den Gruppen werden durch soziale Merkmale bestimmt. Dazu zählen ethnische (türkische Herkunft, Spätaussiedler), politische (Rechtsextreme), aber auch habituelle Merkmale, wie körperliche Stärke, Wendigkeit, Geschicklichkeit und Risikobereitschaft.

Die befragten jugendlichen Insassen

In der Studie wurden 65 männliche jugendliche Strafgefangene interviewt.¹² 16 von ihnen saßen in Neustrelitz, 17 in Spremberg, 11 in Wriezen und 21 in Berlin ein. Das durchschnittliche Alter der Befragten lag zum Zeitpunkt der Erhebung bei 20,7 Jahren und variierte zwischen 16 und 26 Jahren. Die Verteilung der Schulbildung der Gefangenen bestätigte im Allgemeinen die Ergebnisse einschlägiger Studien:¹³ Über die Hälfte der Befragten (37) hatte einen Hauptschulabschluss, ein Viertel (16) gar keinen Abschluss und ein Fünftel (12) einen Realschulabschluss.

Die Mehrheit der Befragten (49 Fälle) sitzt wegen einer Gewaltstraftat in Haft (Körperverletzung, Raub, räuberische Erpressung, Totschlag und Mord). Die Deliktgruppe der Gewaltstraftaten war somit am häufigsten vertreten und in Berlin am stärksten ausgeprägt (19 Fälle bei N=21). Eigentums- und Vermögensdelikte (Diebstahl, Sachbeschädigung und Betrug) wurden mit 20 Fällen am zweithäufigsten genannt. Mit 5 Fällen war der Anteil derjenigen, bei denen Verstöße

¹² Die Jugendlichen wurden mit einem problemzentrierten Interview befragt. Dabei handelt es sich um eine offene, halbstrukturierte Befragung, bei der die Befragten frei zu Wort kommen. Das Interview ist zugleich auf bestimmte Problemstellungen (z. B. Intergruppentheorien, Gewalterfahrungen und Bewältigungsstrategien) zentriert. Die Fragestellungen sind so konzipiert, dass an maßgeblichen sozialen Problemen (die Situation in der Jugendstrafanstalt) angesetzt wird, sie auf einen spezifischen Gegenstand (Gruppen, Diskriminierung und Bewältigungsprozesse in der Haft) bezogen sind und die subjektive Bedeutung von Handlungs- und Erfahrungssituationen offen gelegt wird. Vgl. Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*, Weinheim 1999.

¹³ Vgl. Werner Greve/Dirk Enzmann, *Etikettierung durch Jugendstrafe? Wider einige Gewissheiten des Labeling-Ansatzes*, in: Mechthild Bereswill/Werner Greve (Hrsg.), *Forschungsthema Strafvollzug*, Baden-Baden 2001, S. 207–250. Bei der Auswertung der Deliktverteilung wurde die jeweils schwerste Straftat zugrunde gelegt, die zur Verurteilung geführt hat.

gegen das Betäubungsmittelgesetz zu einer Verurteilung geführt hatten, am geringsten.¹⁴ Die auffällige Dominanz der Gewaltstraftaten entspricht einer Entwicklung, die seit Anfang der 1990er Jahre festgestellt wird. Der Anteil der Jugendlichen, die wegen Raub und Erpressung (von 18,5 % auf 24,9 %) und Körperverletzung (0,6 % auf 11,5 %) verurteilt wurden, nahm kontinuierlich zu.¹⁵ Der vergleichsweise hohe Anteil von Gefangenen, die wegen Gewaltstraftaten verurteilt wurden, konnte ebenso bei Insassen mit Migrationshintergrund festgestellt werden.¹⁶ Eine ähnliche Tendenz zeigte sich bei den befragten Jugendlichen der Berliner JVA.

Gruppen und soziale Differenzierung der Gefangenen

Ganz gleich, um welche Anstalt es sich handelt, der größte Teil der Jugendlichen nimmt Gruppen in seinem Haftalltag wahr. Dabei rechnen sich die wenigsten der Befragten irgendeiner Gruppe zu. Gruppen mit einer rechtsextremen Orientierung sind vor allem in Spremberg und Wriezen präsent, in Neustrelitz spielen sie kaum eine Rolle. In Berlin hingegen dominieren Gruppen mit ausländischem Hintergrund. Es sind weitgehend Angehörige der türkischen Minderheit und Jugendliche aus dem Libanon und aus Palästina, die als „Araber“ bezeichnet werden. Die nichtdeutschen Jugendlichen in der Berliner Anstalt kennen sich bereits durch ihre Zugehörigkeit zu delinquenten Gruppen in ihrem Wohnquartier. Kaum von Bedeutung sind Gruppen, die mit einer jugendkulturellen oder linken politischen Symbolik in Erschei-

nung treten (Linke, Punks, Hip-Hop-Anhänger). Mitunter spielt auch die Unterscheidung zwischen (körperlich) „Starken“ und „Schwachen“ als gruppenbildendes Merkmal eine Rolle.

Offensichtlich gibt es im Gefängnis verschiedene Arten von Gruppenformationen. Es gibt Gruppen, die mit gemeinsamen Zielen und Interessen auftreten und ein „Wir-Gefühl“ aufweisen.¹⁷ Das können politische Ziele sein, die Wahrung des Zusammenhalts aufgrund der gemeinsamen ethnischen Herkunft oder das Bestreben, den Handel mit bestimmten Gütern und Dienstleistungen in der Haft unter Kontrolle zu halten. Die Existenz einer sozialen Gruppe ist an ein solches „Wir-Gefühl“ gebunden, womit sich deren Mitglieder als Eigengruppe von anderen, der Fremdgruppe, abgrenzen. Gruppenbildungen dieser Art sind in der Haft allerdings auch immer nur begrenzt möglich. Da sie nicht nur eine Bedrohung für die Mitgefangenen, sondern auch für Bedienstete und Anstaltsleitung, ja für die Anstalt insgesamt darstellen können, wird darauf geachtet, Gruppenbildungsprozesse unter Kontrolle zu halten und ihnen mit geeigneten Maßnahmen entgegenzuwirken (z. B. Dekonzentration der Unterbringung).

Neben den sozialen Phänomenen können auch bestimmte Eigenschaften, mit denen Menschen klassifiziert werden und durch die ihnen eine bestimmte Statusposition in der informellen Hierarchie der Anstalt zugewiesen wird, das entscheidende Merkmal für die Bildung einer Gruppe sein.

In allen untersuchten Anstalten demonstrieren die vorherrschenden Gruppen ihre Macht, indem sie bestimmte Territorien in der Haftanstalt besetzen. Durch ihre „öffentliche“ Präsenz kontrollieren sie Räume und soziale Beziehungen. Auffallend ist außerdem, dass neben (physischer) Stärke auch die Schwere und Art des Delikts und die Dauer

¹⁴ Bei der Auswertung der Deliktverteilung wurde die jeweils schwerste Straftat zugrunde gelegt, die zur Verurteilung geführt hat.

¹⁵ Vgl. Frieder Düinkel, Aktuelle Entwicklungen und statistische Daten zum Jugendstrafvollzug in den neuen und alten Bundesländern, in: ZfStrVo (2002) 2, S. 67–76; Kinder und Jugendliche als Täter und Opfer, in: Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz (Hrsg.), Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht, Berlin 2007, www.bmj.bund.de/files/-/1485/2.%20Periodischer%20Sicherheitsbericht%20Langfassung.pdf, S. 382 ff.

¹⁶ Vgl. Christian Pfeiffer/Peter Wetzels, Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbeefunde, in: APuZ, (1999) 26, S. 3–22; Stefan Suhling/Tilman Schott, Ansatzpunkte zur Erklärung der gestiegenen Gefangenenzahlen in Deutschland, in: M. Bereswill/W. Greve (Anm. 13), S. 25–83.

¹⁷ Von einer Gruppe ist dann die Rede, wenn mehrere Menschen in sozialen Beziehungen stehen und über eine gewisse Zeit gemeinsame Ziele verfolgen. Die Realisierung der Ziele erfolgt durch situationsübergreifende Interaktionsprozesse, welche durch gemeinsam geteilte Normen und Interessen, aber auch durch Rollenzuweisungen aufrechterhalten werden. Vgl. Hans Paul Bahrtdt, Schlüsselbegriffe der Soziologie, München 1990.

der Haft als Differenzierungsmerkmal für Gruppenbildung wahrgenommen wird. Dieser Befund entspricht den Erwartungen und wird auch in der Literatur bestätigt.¹⁸

Gruppenhierarchien und ihre Legitimation

In den Anstalten, in denen rechtsextreme Gruppen (Spremberg, Wriezen) oder Gruppen ethnischer Minderheiten (Berlin) eine starke Präsenz haben, verfügen sie über einen hohen Status in der informellen Anstaltshierarchie. In Neustrelitz wird jenen Gruppen ein hoher Status zugesprochen, deren Mitglieder durch (körperliche) Stärke und Gewaltbereitschaft hervortreten. Umgekehrt stehen neue oder körperlich unterlegene Gefangene auf der Hierarchiestufe ganz unten und werden vielfach auch diskriminierend behandelt.

Ein Verständnis für die Legitimität informeller Gruppenhierarchien vermag die Mehrheit der Insassen in allen Anstalten allerdings nicht aufzubringen. Nur wenige Gefangene in Spremberg und Berlin versprechen sich vom Bestehen einer Gruppenhierarchie eine disziplinierende Wirkung. In Berlin sind das vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund, die auf lange Erfahrungen in einer ethnisch homogenen kriminellen Gruppe verweisen können.

Während Gruppenhierarchien von den meisten Insassen abgelehnt werden, ist die Zustimmung zu individuellen Hierarchien sehr viel stärker ausgeprägt. Die Insassen machen einerseits die Erfahrung, dass der Anschluss an feste Gruppen nur begrenzt möglich ist, andererseits, dass jeder in hohem Maße auf sich selbst angewiesen ist. Im Unterschied zu „draußen“ ist die Wahlfreiheit in den Beziehungen zu Mitgefangenen deutlich eingeschränkt. Stabile Freundschaftsbeziehungen überdauern kaum, wenn sie nicht von einem Interesse geleitet sind. Die Häftlinge wägen genau ab, mit wem sie sich zu welchem Zweck einlassen. Soziale Beziehungen sind so einem gewissen Kosten-Nutzen-Kalkül unterworfen.

¹⁸ Vgl. Günther Kaiser/Hans-Jürgen Kerner/Heinz Schöch, *Strafvollzug*. Ein Lehrbuch, Heidelberg 1992, S. 432 ff.

Ausnahmslos in allen Anstalten werden Statusrelationen anerkannt, die auf (physischer) Stärke beruhen oder auf dem Vermögen, sich durch Gewaltandrohung durchzusetzen; gleiches gilt für die besondere Schwere eines Delikts (Mord und Raub) und die damit im direkten Zusammenhang stehende Länge der Haftdauer. In Spremberg und Berlin spielt für einige Gefangene der Kontakt zu einflussreichen Freunden eine Rolle. In Wriezen und Neustrelitz genießen Insassen, die besondere intellektuelle und soziale Fähigkeiten aufzuweisen haben, einen hohen Status. Der Zugang zu besonders nachgefragten Gütern und Dienstleistungen als Status erhöhendes Merkmal wird nur von wenigen Jugendlichen aus Neustrelitz und Berlin genannt.

Wenn Gruppenhierarchien in geringerem Maße legitimiert werden als individuelle Hierarchien, so mag das vor allem mit den hierarchischen Beziehungen in der Anstalt und mit der geringen Durchlässigkeit von Gruppengrenzen in Haftanstalten zu tun haben. Statusveränderungen sind ganz überwiegend im Rahmen von interpersonellen Beziehungen, kaum aber zwischen Gruppen möglich.

Gruppenkonflikte und interpersonelle Konflikte

Da in einer geschlossenen Anstalt wie dem Strafvollzug interpersonelle Beziehungen im Vergleich mit Gruppenbeziehungen Veränderungen eher zugänglich sind, hat das auch Auswirkungen auf die Entwicklung von Konflikten und Gewalt. Mit Ausnahme Berlins werden in allen ostdeutschen Anstalten Gruppenkonflikte kaum festgestellt. Es gibt vor allem Konflikte auf der interpersonellen Ebene. In allen Anstalten sind Neuankömmlinge und (körperlich) unterlegene Häftlinge Demütigungen und Drangsalierungen ausgesetzt – in Wriezen insbesondere die Linken, so genannte Kiffer und Punks, in Neustrelitz und Berlin die Sexualstraftäter. In Berlin berichteten insbesondere deutsche Gefangene von gewaltsamen Übergriffen durch nicht-deutsche Insassen.

Bemerkenswert ist, welche Begründungen die Jugendlichen dafür geben, dass Gruppenkonflikte in der Haft kaum auftreten. Ein Erklärungsmuster zielt darauf ab, dass gewisser-

maßen „alle in einem Boot sitzen“. Offen ausgetragene Gruppenkonflikte würden die Aufmerksamkeit der Anstaltsleitung erregen und stärkere Kontroll- und Repressionsmaßnahmen heraufbeschwören. Ein anderes Erklärungsmuster lässt sich mit der Aussage „Jeder ist sich selbst der nächste“ zusammenfassen. Da im alltäglichen Überlebenskampf im Gefängnis niemandem getraut werden kann, ist es ratsam, sich weniger auf die Gruppe als auf wechselnde Zweck-Nutzen-Beziehungen zu verlassen. Eine Ausnahme bildet die JVA in Berlin, in der ethnische Gruppen einen großen Einfluss auf die Machtbeziehungen der Insassen haben. Hier erfolgt eine kontinuierliche Rekrutierung von straffälligen Jugendlichen aus den ethnischen Milieus in Berlin. Die Beziehungen, die sich an den traditionellen Merkmalen Ehre, Männlichkeit und Dominanz orientieren, umspannen Freundschaften in der Haft und im Leben „draußen“ auf der Straße.

Gewalt

Den Aussagen der Jugendlichen zufolge gehört Gewalt in allen Anstalten zum Alltag. Sie ist ganz überwiegend ein situatives Phänomen. Planvolle Aktionen und die Verwendung von Waffen sind ausgesprochen selten.¹⁹ Aus der Täterperspektive werden Reaktionen auf selbst empfundene Beleidigungen und Provokationen beschrieben. Kleinste Anlässe und verbale Streitigkeiten – die Beleidigung der Familie, die Verletzung der Ehre – können eskalieren. Dabei muss nicht immer gleich Gewalt ausgeübt werden. Allein die Androhung genügt, um die Gefolgschaft oder Dienste eines Mitgefangenen zu erzwingen, ihn zu erniedrigen oder den Einkauf zu erpressen. In besonderer Weise fühlen sich Insassen herausgefordert, wenn sich Mitgefangene bei Regelverletzungen über sie bei Bediensteten beschweren oder gar Strafanzeige stellen. Dieses Verhalten gilt als „Anschießen“.

Situationen, in denen Gewalt in einem fremdenfeindlichen oder rassistischen Zusammenhang steht, ließen sich nur in zwei Fällen nachweisen. In seltenen Fällen berich-

¹⁹ Zu ähnlichen Aussagen gelangt W. Wirth, Gewalt unter Gefangenen. Kernbefunde einer empirischen Studie im Strafvollzug des Landes Nordrhein-Westfalen. Herausgegeben vom Kriminologischen Dienst des Landes NRW, Düsseldorf 2006.

ten Opfer von (sexuellen) Misshandlungen. Weit verbreitet sind hingegen Erniedrigungen, wenn neu aufgenommene Gefangene „gestestet“ oder Dienstleistungen wie Kaffee kochen, Geschirr spülen, die Zelle säubern u. Ä. von Mithäftlingen erzwungen werden. Einige berichteten über körperliche Misshandlungen (z. B. glühende Zigarette auf der Brust ausdrücken).

Ganz gleich, ob man Gewalt aus der Täter- oder der Opferperspektive analysiert, einig sind sich die Jugendlichen weitgehend darüber, dass derjenige, der sich im Gefängnis mit Gewalt oder Gewaltandrohungen durchsetzen kann, Respekt genießt und in der Anstalt als erfolgreich gilt. Gleichwohl ist Gewalt handeln im Gefängnis immer auch an Bedingungen geknüpft. Das sind in erster Linie die hierarchische Struktur und die damit verbundene Kontrolle.

Rechtliche, zeitliche und räumliche Bedingungen setzen den Gelegenheitsstrukturen für Gewalt enge Grenzen. Viele Jugendliche fürchten die Folgen von Arrest, Rücknahme von Vollzugslockerungen u. Ä., wenn sie bei einer Gewalttat entdeckt werden. In der Haft ist das Entdeckungsrisiko vergleichsweise hoch. Nicht jeden hält das allerdings von Übergriffen zurück. Manche entwickeln ein feines Gespür dafür, wo und wann sie weitgehend ungestört agieren können. Zellen, Duschräume, Ausbildungs- und Arbeitsstätten oder Orte, wo die Freizeit verbracht wird, bieten immer auch günstige Tatgelegenheiten, selbst wenn sie einer noch so starken Kontrolle unterliegen. Obwohl die meisten Jugendlichen versuchen, eskalierende Situationen zu vermeiden und potenziellen Tätern aus dem Weg zu gehen, können sie nicht verhindern, dass es irgendwann doch zu Schlägereien kommt. Täter und Opfer begegnen sich auf engstem Raum und können sich in den seltensten Fällen ausweichen. Wenn der „Funke überspringt“, versagen auch die besten Kontrollen und Überwachungsmaßnahmen.

Besonders häufig beklagen die Jugendlichen gewalttätige Übergriffe in der U-Haft. Hier ist die Situation völlig unübersichtlich und unberechenbar. Im Vergleich dazu wird die Gewaltbelastung im geschlossenen Vollzug als nicht so stark empfunden. Am geringsten ist das Gewaltniveau im offenen Vollzug.

Interpersonelle Konflikte und Gewalt haben Vorrang

Generell kommen in den untersuchten Anstalten eher interpersonelle Konflikte als Gruppenkonflikte vor. Die Existenz von Gruppen muss nicht zwangsläufig zu Gruppenkonflikten führen. Ein gutes Beispiel dafür sind die Rechtsextremen in den Brandenburger Anstalten Spremberg und Wriezen. In ihrem Verhältnis zu Mitgefangenen, Bediensteten und Anstaltsleitung sind sie darauf bedacht, Stärke zu demonstrieren, nicht aber durch Gewalthandlungen aufzufallen. Da Anstaltsleitung und Bedienstete in hohem Maße für Rechtsextreme in ihrer Haftanstalt sensibilisiert sind, stehen diese auch unter besonderer Kontrolle. Dieses Vorgehen festigt wiederum den Gruppenzusammenhalt der Rechtsextremen, und einige von ihnen versuchen sich politisch zu betätigen.¹²⁰ Dies stärkt die Märtyrerrolle der Gruppe und verleiht ihr einen herausgehobenen Status, nicht zuletzt auch gegenüber den Mitgefangenen.

Ob die Gruppe einen politischen Einfluss auf andere Jugendliche hat, kann an dieser Stelle nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden. Die Aussagen der meisten Jugendlichen aus den Brandenburger Anstalten lassen darauf schließen, dass man zu den Rechtsextremen eher auf (respektvolle) Distanz geht.¹²¹ Annäherungsversuchen würden diese mit Misstrauen und Abwehr begegnen.

In Berlin spricht einiges dafür, dass die Gruppen ihre Beziehungen untereinander in einer Art „checks and balances“ aushandeln. Dass hier manche Gruppen so stark hervortreten, liegt am Zusammenhalt der Jugendlichen ethnischer Minderheiten und an der gemeinsamen Herkunft aus einem bestimmten Stadtteil. Allerdings treten Gruppenkonflikte

¹²⁰ Die Aktivitäten bestehen vor allem in Kontakten zu Mitgliedern von „Kameradschaften“ außerhalb des Gefängnisses und zur HNG (Hilfsorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige). Letztere unterstützt die rechtsextreme Propagandarbeit in den Gefängnissen.

¹²¹ Die Ergebnisse zu politischen Einstellungen, die hier nicht diskutiert werden können, deuten darauf hin, dass die politischen Einstellungen der Insassen unabhängig von der Existenz einer rechtsextremen Gruppe sind. In allen ostdeutschen Jugendstrafanstalten sympathisieren ca. ein Drittel der Insassen mit rechtsextremen Einstellungen.

in den seltensten Fällen offen zutage. Die Aussagen der Jugendlichen lassen erkennen, dass Konflikte sehr wohl ausgetragen werden, allerdings so, dass Auseinandersetzungen nicht als Disziplinverstöße wahrgenommen und sanktioniert werden können.

Dass sich die Konfliktdynamik überwiegend in den interpersonalen Beziehungen durchsetzt, hat verschiedene Gründe. Die extremen Lebensbedingungen in der Haft sind gekennzeichnet vom Kampf um knappe Ressourcen und von Misstrauen gegenüber Mitgefangenen und Bediensteten. Das erfordert Strategien des „Überlebens“ in einer permanent unsicheren Situation, die körperliche wie auch psychische Gefahren in sich birgt. Untersuchungen zur Gruppenbildung im Strafvollzug zeigen übereinstimmend zweckrationale Orientierungen im Sozialverhalten Gefangener.¹²² Gruppen dienen einerseits dem Rückenhalt und haben unterstützende Funktion. Dennoch ist der Zugang zu ihnen begrenzt, und es mangelt den Beziehungen an einer starken Gruppenmoral und Solidarität aufgrund des fehlenden Vertrauens.

Hinweise für Prävention und Intervention

Berichte aus verschiedenen Strafvollzugsanstalten zeigen, welche Bedingungen Gruppenbildung unterstützen und wie mit ihnen umgegangen werden kann.¹²³ Die Grundorientierung zielt darauf, dass es für die Insassen attraktiver sein sollte, Status und Statusveränderungen auf legalem Wege herbeizuführen.

¹²² Vgl. Donald Clemmer, *The Prison Community*, New York 1965; Michael Hürlimann, *Führer und Einflussfaktoren in der Subkultur des Strafvollzugs*, Pfaffenweiler 1993; Gerhard Kette, *Haft. Eine sozialpsychologische Analyse*, Göttingen 1991.

¹²³ Vgl. Maida-G. Dietlein, *Bilder des GULag im baden-württembergischen Jugendstrafvollzug von heute*, in: *ZfStrVo*, (2002) 3, S. 151–160; Andreas Meier, *Subkultur im Jugendstrafvollzug im Kontext von Jugendbiographien*, in: *ZfStrVo*, (2002) 3, S. 139–146; Stephan Müller-Marsell, *Subkultur im Strafvollzug*, in: Willi Pecher (Hrsg.), *Justizvollzugspsychologie in Schlüsselbegriffen*, Stuttgart 2004, S. 286–298; Manfred Otto/Kristina Pawlik-Mierzwa, *Kriminalität und Subkultur inhaftierter Aussiedler*, in: *DVJJ-Journal*, 172 (2001) 2, S. 124–132.

Sechs Bedingungen:

– Interne soziale Kontrolle in den Gruppen aufbrechen

Gefangene, die einen hohen Status in der Anstalt genießen, kontrollieren Zugangsberechtigungen und Verpflichtungen von Insassen mit niedrigem Status. Der dominanten Gefangenengruppe ist die Definitionsmacht zu entziehen, indem offizielle Auswahlkriterien und Zugangskriterien durchgesetzt werden.

– Gefangene mit hohem Status nicht als Konfliktschlichter nutzen

Wer als Vollzugsbeamter die Dienste von statushohen Gefangenen nutzt, läuft Gefahr, sich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Gefangenen zu begeben.

– Arbeitsplatzzuweisungen steuern

Gefangene mit einem hohen Status versuchen Arbeitsplätze zu erhalten, die ihnen Privilegien garantieren (Kontrolle über bestimmte Güter und Dienstleistungen, große Bewegungsfreiheit, gute Kontakte zu Mitgefangenen u. Ä.). Im Hinblick darauf sollten Betreuer und Mitarbeiter darauf achten, dass die Arbeit nicht zum Statusausbau genutzt wird.

– Überbelegung vermeiden

Räumliche Enge stärkt soziale Bindung und Kontrolle im Rahmen der Gruppe und begünstigt Übergriffe auf statusniedrige Gefangene. Als Gegenmaßnahme sollten Überbelegung vermieden und eine Dekonzentration der Organisationseinheiten erfolgen (Wohngruppenvollzug).

– Informationsmängel bei neu angekommenen Gefangenen

Der Informations- und Erfahrungsvorsprung verleiht bereits länger einsitzenden Gefangenen Macht. Von daher sollte die Anstaltsleitung dafür sorgen, dass die Neuzugänge wichtige Informationen in einem Aufnahmegespräch erhalten.

– Homogene Wohngruppen vermeiden

Insassen, die nach bestimmten Problemmerkmalen zusammengefasst werden (z. B. rechtsextreme Einstellung), begünstigen offensichtlich eine starke Eigengruppen-Bevorzugung und Fremdgruppen-Abwertung. In der vorliegenden Untersuchung scheint dies vor allem in Spremberg der Fall zu sein, wo Rechtsextreme in einem Zellentrakt zusammengefasst sind. Es empfiehlt sich, Gruppenmitglieder zu dekonzentrieren und ggf. immer wieder ihren Umzug innerhalb der Anstalt zu veranlassen. Der Wohngruppenvollzug bietet dazu im Verhältnis zum Stationsvollzug die besseren Möglichkeiten.

Peter Rieker

Fremdenfeindlichkeit und Sozialisation in Kindheit und Jugend

Fremdenfeindliche Orientierungen sind in Deutschland und anderen europäischen Ländern weit verbreitet – dies zeigt eine ganze Reihe von Untersuchungen der vergangenen Jahre.¹ Die Ursachen für Fremdenfeindlichkeit werden in der sozialwissenschaftlichen Forschung aus unterschiedlicher Perspektive untersucht.

Gegenwärtig dominieren Erklärungsansätze, die sich auf gesamtgesellschaftliche und sozialstrukturelle Bedingungen beziehen: Sozioökonomische Benachteiligung, sozialer Wandel, Individualisierung. Bekannt ist vor allem der Ansatz der Bielefelder Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer, wonach feindselige Einstellungen gegenüber sozial schwachen Gruppen eine Folge der wachsenden sozialen Spaltung und Desintegration unserer Gesellschaft sind.² Die feh-

Peter Rieker

PD Dr. phil. habil., geb. 1962; wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut e.V. und Privatdozent an der Universität Hildesheim, Deutsches Jugendinstitut, Außenstelle Halle, Franckeplatz 1 – Haus 12/13, 06110 Halle. rieker@dji.de

¹ Zum GMF-Survey: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 5*, Frankfurt/M. 2007; zum DJI-Jugendsurvey: Corinna Kleinert, *Fremdenfeindlichkeit, Einstellungen junger Deutscher zu Migranten*, Wiesbaden 2004; zur ALLBUS: Susanne Rippl, *Fremdenfeindlichkeit – ein Problem der Jugend?*, in: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25 (2005), S. 362–380; zum Eurobarometer: Meinhard Moschner, *Fremdenfeindlichkeit als Schwerpunkt im Eurobarometer 53, Trendfragen seit 1988*, in: *ZA-Information*, 47 (2000), S. 69–72. Für die Schweiz: Sandro Cattacin/Brigitta Gerber/Massimo Sardi/Robert Wegener, *Monitoring misanthropy and rightwing extremist attitudes in Switzerland*, Geneva 2006.

² Vgl. Wilhelm Heitmeyer, *Was hält die Gesellschaft zusammen? Problematische Antworten auf soziale Desintegration*, in: Ders. (Hrsg.) (Anm. 1), S. 37–47.

lende soziale Integration führt gemäß dieser Erklärung zu Orientierungsproblemen, die unter anderem durch Nationalstolz und Feindseligkeit gegenüber Fremden kompensiert werden. Zusammenhänge zwischen sozialem Wandel, sozialer Desintegration oder Verunsicherung und Fremdenfeindlichkeit konnten empirisch bisher allerdings nicht klar belegt werden.¹³

Hinzu kommt, dass diese Erklärungsansätze die erheblichen Einstellungsunterschiede, die es innerhalb unserer Gesellschaften gegenüber Fremden, Ausländern oder Menschen mit Migrationshintergrund gibt, nicht zufriedenstellend erhellen. Dafür ist es hilfreich, zwischen unterschiedlichen Ausprägungen von Fremdenfeindlichkeit zu differenzieren und nach den Bedingungen zu fragen, die zu diesen Unterschieden beitragen.

Möglichkeiten zum Verständnis unterschiedlicher Einstellungen gegenüber Fremden sowie den Bedingungen, unter denen diese sich entwickelt haben, bietet die Sozialisationsforschung. Sie konzentriert sich vor allem auf die Kindheit und das Jugendalter und kann beispielsweise die Ausprägung bestimmter Handlungs- und Orientierungsweisen mit den Bedingungen des Aufwachsens oder den Erfahrungen, die in sozialen Beziehungen gemacht wurden, in Zusammenhang bringen. Besonders relevant ist für Kinder zunächst die Sozialisation in der Familie, später gewinnen andere soziale Kontexte (Freunde, Kindergarten, Schule, Medien) zunehmend an Bedeutung.

Es gibt gute Gründe dafür, sich im Zusammenhang mit Fremdenfeindlichkeit mit Fragen der Sozialisation zu beschäftigen.

– Die vorliegenden Ergebnisse liefern Hinweise darauf, dass z. B. fremdenfeindlich motivierte Straftäter schon früh auffällig geworden sind. Sie kamen nicht nur als Jugendliche wegen Gewaltdelikten schon in Kontakt mit der Polizei, sondern waren häufig bereits als Kinder wegen massiver Gewaltanwendung

¹³ Vgl. Wulf Hopf, Rechtsextremismus von Jugendlichen: Kein Deprivationsproblem?, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), 14 (1994), S. 194–211; Maren Oepke, Rechtsextremismus unter ost- und westdeutschen Jugendlichen, Einflüsse von gesellschaftlichem Wandel, Familie, Freunden und Schule, Opladen 2005.

aufgefallen. Einige der späteren Täter wurden deswegen bereits aus Kindergärten und über die Hälfte von ihnen aus Schulen verwiesen.¹⁴ Menschen mit fremdenfeindlichen Orientierungen beschreiben zum Teil Sozialisationsbedingungen, die sie selbst mit der Entwicklung ihrer Orientierungen und Handlungsweisen in Zusammenhang bringen.

– Vergleicht man die Bedingungen, unter denen Menschen mit fremdenfeindlichen Affinitäten aufgewachsen sind, mit denen solcher Menschen, die gegenüber Fremden eher offen eingestellt sind, fallen Besonderheiten auf.

Im Folgenden geht es vor allem um verschiedene Aspekte der Sozialisation in der Familie, aber auch um die Erfahrungen, die in Beziehungen zu Gleichaltrigen gemacht werden. Zudem sollen die Zusammenhänge zwischen diesen Erfahrungen und der Entwicklung fremdenfeindlicher, rechtsextremer und ethnozentrischer Orientierungs- und Handlungsweisen betrachtet und die vorliegenden Erkenntnisse analysiert werden.

Unvollständigkeit der Familie

Rechtsextremisten und Fremdenfeinde sind überdurchschnittlich häufig nicht in vollständigen Familien aufgewachsen, das heißt, sie lebten infolge elterlicher Trennung oder des Todes eines Elternteils mit einem alleinerziehenden Elternteil oder in einer Stiefelternkonstellation. Dies zeigt sich übrigens nicht nur bei der gegenwärtigen Generation junger Rechtsextremisten, sondern auch in den Lebensgeschichten derjenigen, die vor 1933 der NSDAP beitraten.¹⁵ Bei einer vergleichenden Untersuchung wurde deutlich, dass diese Konstellation bei fremdenfeindlichen Gewalttätern häufiger zu finden ist, als bei solchen, die vor allem fremdenfeindliche Einstellungen vertreten oder als fremdenängstlich (xenophob) einzuschätzen sind.¹⁶ Das Leben in einer unvollständigen Familie bedeutet in den meisten Fällen, dass die Kinder nicht mit ihrem leiblichen Vater zusammenleben. Das Zusammenleben mit Stiefvätern wird gerade von männlichen Jugendlichen als konfliktreich und belastet beschrieben.

¹⁴ Vgl. Klaus Wahl, Entwicklungspfade und Sozialisationsprozesse, in: Ders. (Hrsg.), Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention, Opladen 2003, S. 90–143.

¹⁵ Vgl. Susanne Karstedt, Frühe NSDAP-Mitglieder 1923 bis 1933 – Junge Rechte 1980 bis 1994: Eine biographische Analyse zweier Generationen deutscher Rechtsextremisten, in: Soziale Welt, 48 (1997), S. 231–252; Olaf Lobermeier, Rechtsextremismus und Sozialisation. Wege aus der rechten Szene, Braunschweig 2006.

¹⁶ Vgl. Klaus Wahl/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt, Fremdenfeindlichkeit – Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen 2001.

Vor dem Hintergrund, dass in der rechts-extremen Szene besonders einseitige Geschlechterrollenbilder verbreitet sind, die männliche Dominanz, Durchsetzungsfähigkeit und Gewaltbereitschaft häufig verherrlichen, erscheinen Zusammenhänge zu den oft fehlenden oder belasteten Vaterbeziehungen plausibel: Wer in der Familie keine erwachsenen Männer erlebt hat bzw. keine, die für ein Kind ansprechbar und an diesem interessiert erschienen, neigt offenbar in besonders ausgeprägtem Maße dazu, seinerseits eine harte Seite von Männlichkeit zu betonen. In verschiedenen Untersuchungen wird allerdings darauf hingewiesen, dass nicht schon die formale Unvollständigkeit der Familie bzw. das Zusammenleben mit einem anderen Mann als dem leiblichen Vater, sich negativ auswirken muss. Dies ist nur dann wahrscheinlich, wenn die Beziehungen in der Familie durch diese Bedingungen belastet sind und keine Kompensation gefunden werden kann.

Beziehungen in der Familie

Erkenntnisse zum Stellenwert unterschiedlicher Qualitäten familialer Beziehungen für die Entwicklung fremdenfeindlicher Orientierungen lassen sich aus einer Untersuchung ableiten, die wir in den 1990er Jahren an der Universität Hildesheim durchführten.¹⁷ Wir befragten junge Männer, die unterschiedliche Ausprägungen fremdenfeindlicher Orientierungen aufwiesen, in ausführlichen Interviews zu ihren frühen Erfahrungen in der Familie sowie zu ihren gegenwärtigen sozialen Beziehungen und verglichen ihre Angaben mit denen solcher jungen Männer, die sich offen und akzeptierend gegenüber Migrantinnen und Migranten äußerten.

Dabei zeigte sich, dass die fremdenfeindlich eingestellten jungen Männer aus ihrer Kindheit im Durchschnitt von weniger liebevoller Zuwendung und mehr Zurückweisung durch ihre Eltern berichten. Gemäß ihren Schilderungen interessierten sich ihre Eltern vergleichsweise wenig für ihre kindlichen Belan-

ge, nahmen kaum Anteil an ihren Sorgen und Nöten, nahmen Ängste weniger ernst und wiesen kindliche Hilfeersuchen häufiger zurück. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang, wie die jungen Männer mit diesen Erfahrungen später umgehen. Von einer Befragtengruppe werden diese Belastungen als irrelevant oder normal abgetan – wobei es in einigen Fällen auch Hinweise auf regelrechte Idealisierungen der Eltern gibt: Die Eltern und ihr Verhalten werden als untadelig bezeichnet, während sich in den konkreten Erzählungen deutliche Anzeichen für die emotionale Vernachlässigung der Kinder zeigen. Dieses Muster entspricht zum Teil der „Autoritären Persönlichkeit“, wie sie bereits in den 1940er Jahren von der Forschungsgruppe um Theodor W. Adorno beschrieben wurde.¹⁸ Bei einer anderen Befragtengruppe lässt sich ein von Wut geprägter Umgang mit belastenden Kindheitserinnerungen feststellen, wobei zum Teil der Eindruck entsteht, dass Eltern regelrecht verteufelt werden und dass die Kinder sich auch als junge Erwachsene noch nicht aus frühen Konflikten gelöst haben. Diese unterschiedlichen Umgangsweisen hängen offenbar mit den aktuellen Beziehungen zu den Eltern zusammen, die im Falle der wütenden jungen Männer auch zum Zeitpunkt der Befragung durch Konflikte geprägt sind. In beiden Formen des Umgangs mit Kindheitserinnerungen kommt zum Ausdruck, dass die als Kind erlebten Belastungen bisher nicht thematisiert und verarbeitet werden konnten. In dieser Hinsicht bestehen auch die deutlichsten Unterschiede zu der Teilgruppe der Befragten, bei denen wir eine sichere Elternbindung feststellten – und die keine fremdenfeindlichen Orientierungen aufwiesen. Auch diese Befragten haben Belastungen erlebt, allerdings einen Zugang zu diesen Erfahrungen gefunden und scheinen deswegen davon gegenwärtig nicht mehr so stark beeinträchtigt zu sein.

Auch im Rahmen anderer Untersuchungen wird deutlich, dass etwa fremdenfeindliche Gewalttäter häufiger als andere von einem frostigen Klima und von Konflikten in der

¹⁷ Vgl. Christel Hopf/Peter Rieker/Martina Sanden-Marcus/Christiane Schmidt, Familie und Rechts-extremismus, Familiäre Sozialisation und rechts-extreme Orientierungen junger Männer, Weinheim-München 1995; Peter Rieker, Ethnozentrismus bei jungen Männern, Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus und die Bedingungen ihrer Sozialisation, Weinheim-München 1997.

¹⁸ Vgl. Theodor W. Adorno/Else Frenkel-Brunswik/Daniel L. Levinson/R. Nevitt Sanford, The Authoritarian Personality, New York 1969; Christel Hopf, Eltern-Idealisierung und Autoritarismus, Kritische Überlegungen zu einigen sozialpsychologischen Anmerkungen, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 12 (1992), S. 52–65.

Familie berichten – auch davon, dass Eltern selten mit ihnen spielten, sich wenig für sie interessierten und sie mal streng und dann wieder gar nicht bestrafte.¹⁹ Besonders negativ wird von Befragten dieser Gruppe das Verhältnis zu ihren Vätern beurteilt, von denen sie zum Teil massive Gewaltanwendung im Zusammenhang mit Bestrafungen erlebt haben. Auch in einer Studie zu Aussteigern aus der rechtsextremen Szene ist in Hinblick auf familiäre Beziehungen von besonders belasteten Beziehungen zu den Vätern die Rede.¹⁰

Bei einigen Eltern, die sich aktiv darum bemühen, ihre jugendlichen Kinder beim Ausstieg aus der rechtsextremen Szene zu unterstützen, konnten Anzeichen dafür gefunden werden, dass ihre Erziehung durch fehlende Konsequenz und durch Überversorgung gekennzeichnet war.¹¹ Dieser für Familien rechtsextremer Jugendlicher eher untypische Erfahrungshintergrund dürfte der Tatsache geschuldet sein, dass wir es hier mit Eltern zu tun haben, die sich – jedenfalls nachdem ihre Kinder auffällig geworden sind – außerordentlich engagiert um ihre Kinder bemühen. Rückblickend berichten einige der Väter rechtsextremer Jugendlicher nachträglich selbstkritisch, sich gegenüber ihren Kindern damals zu passiv oder zu autoritär verhalten zu haben und ihnen die emotionale Wärme, die sie jetzt in der rechtsextremen Szene suchen, nicht ausreichend gegeben zu haben.

Modelle und Vorbilder

Verschiedene Studien geben Hinweise darauf, dass fremdenfeindliche und rechtsextreme Orientierungs- und Handlungsweisen maßgeblich durch soziale und politische Einstellungen der Herkunftsfamilie geprägt sind. In historischer Perspektive zeigt sich dies bei den frühen Mitgliedern der NSDAP, die überwiegend aus konservativen Elternhäusern stammten und die Orientierungen ihrer Eltern aufgenommen und verstärkt haben.¹² Aber auch bei den jugendlichen Mitgliedern rechtsextremer Szenen, die in den vergange-

nen Jahren auffällig geworden sind, gibt es Hinweise darauf, dass ihre Haltungen durch familiäre Vorbilder geprägt sind. Am bekanntesten sind in diesem Zusammenhang Beispiele aus solchen Familien, in denen Erwachsene – oft Großeltern – Kindern und Jugendlichen ein positives Verhältnis zum Nationalsozialismus oder zu den Erfolgen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg vermitteln. In diesen Fällen werden Anzeichen dafür gesehen, dass junge Menschen sich historisch und politisch in einer familiären Tradition sehen, in der rechtsextreme Bezüge gepflegt werden. Generell sind Ähnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern hinsichtlich ihrer Einstellung zu Ausländern in der Forschungsliteratur verschiedentlich belegt.¹³ Zum Teil wird aus den Familien fremdenfeindlicher Jugendlicher auch von versteckten Sympathien für ausländerfeindliche Positionen berichtet, wobei sie sich von Gewalt gegen Migrantinnen und Migranten zumeist distanzieren. Dessen ungeachtet können sich Jugendliche, die gegenüber Migranten oder anderen Minderheiten gewaltbereit sind, unter solchen Umständen als „ehrlche Vollstrecker“ einer ausländerfeindlichen Stimmung in der Bevölkerung fühlen.

Relevant sind aber nicht nur explizit politische Äußerungen und Stellungnahmen, sondern auch die familiäre Praxis der Konfliktregulierung oder der Umgang mit Verschiedenheit, die in der Kindheit als vopolitische Modelle sozialen Handelns fungieren. Entsprechendes hat sich in unserer Untersuchung zu ethnozentrischen Orientierungen gezeigt.¹⁴ Es ging dabei um die Sozialisationsbedingungen solcher Menschen, deren Orientierungen sich durch eine dichotomisierende Unterscheidung zwischen „uns“ und „den anderen“ auszeichnen – das heißt, Eigen- und Fremdgruppen werden als völlig unterschied-

¹⁹ Vgl. K. Wahl (Anm. 4), S. 132.

¹⁰ Vgl. Birgit Rommelspacher, „Der Hass hat uns ge-eint“. Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der Szene, Frankfurt/M.–New York 2006.

¹¹ Vgl. O. Lobermeier (Anm. 5).

¹² Vgl. S. Karstedt (Anm. 5), S. 240.

¹³ Vgl. Urs Grob, Kurz- und langfristige intergenerationale Transmission von Ausländerablehnung, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 25 (2005), S. 32–51; Susanne Rippl, Eltern-Kind-Transmission. Einflussfaktoren zur Erklärung von Fremdenfeindlichkeit im Vergleich, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 24 (2004), S. 17–32; Dieter Urban/Joachim Singelmann, Eltern-Kind-Transmission von ausländerablehnenden Einstellungen. Eine regionale Längsschnitt-Studie zur intra- und intergenerativen Herausbildung eines sozialen Orientierungsmusters, in: Zeitschrift für Soziologie, 27 (1998), S. 276–296.

¹⁴ Vgl. P. Rieker (Anm. 7), S. 183 ff.

lich konzipiert. Zur eigenen Gruppe besteht dabei ein unkritisches, idealisierendes oder verherrlichendes Verhältnis, während Fremdgruppen abgewertet und ausgegrenzt werden. Dabei hat sich gezeigt, dass fremdenfeindlich und ethnozentrisch eingestellte Jugendliche im Vergleich zu anderen Jugendlichen diesbezüglich über ganz bestimmte Erfahrungshintergründe verfügen. Bei Konflikten haben sie erlebt, dass Stärkere sich gegen Schwächere durchsetzen und dass dies als normal und richtig gilt. Wenn sie als Kind in der Familie vom Streit mit anderen Kindern berichteten, dann kam es vor, dass sie explizit zu gewalttätigen Reaktionen ermutigt wurden und wenn sie sich dann entsprechend verhielten, machten Eltern aus ihrem Stolz, dass ihr Sohn sich durchgesetzt hat, keinen Hehl. Mitunter konnten sie sogar miterleben, wie ihre Eltern gegenüber anderen Kindern, mit denen sie in Streit geraten waren, selbst handgreiflich wurden. Während aus Familien solcher Jugendlichen, die Toleranz gegenüber Fremden erkennen ließen, von Versuchen der Eltern berichtet wurde, Streit oder Probleme durch versöhnliche Gesten zu schlichten und so die Grundlage für das weitere gemeinsame Spiel der Kinder zu legen, wurden jenen, die später fremdenfeindliche Tendenzen zeigten, Ab- und Ausgrenzung als Normalität vorgelebt und vermittelt. Neben Aggressivität und Gewalttätigkeit erfahren sie in diesem Zusammenhang auch, dass es normal ist, zwischen „uns“ und „den anderen“ zu differenzieren, dass diesbezüglich auch mit zweierlei Maß gemessen werden kann und sich jeder zunächst einmal um sich selbst kümmern sollte.

Es ist davon auszugehen, dass diese Erfahrungen die Entwicklung der Kinder, ihre Orientierungs- und Handlungsweisen mit geprägt haben. Interessant ist nun aber die Frage, unter welchen Bedingungen sich die Einstellungen der Eltern prägend auf die späteren Orientierungen und Verhaltensweisen auswirken.

Beziehungserfahrungen und Orientierungen

Weitere Studien haben ergeben, dass die Qualität emotionaler Beziehungen sich darauf auswirkt, ob und wie inhaltliche Positionen der Eltern übernommen werden. Entsprechende Befunde werden in solchen Untersu-

chungen deutlich, die fremdenfeindliche Einstellungen bei Jugendlichen mit jenen ihrer Eltern in Zusammenhang bringen. Für Ähnlichkeiten zwischen elterlichen und kindlichen Einstellungen scheinen verschiedene Faktoren relevant zu sein: Zunächst zeigt sich, dass diese ausgeprägter und auch längerfristig festzustellen sind, wenn es Anzeichen dafür gibt, dass die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung gut und die Kommunikation in der Familie dicht ist.¹⁵ Außerdem wird dann von ausgeprägten Ähnlichkeiten berichtet, wenn die Eltern in ihren Einstellungen übereinstimmen, also wenn das Kind homogenen Einflüssen ausgesetzt ist. Schließlich gilt auch das Geschlecht der Beteiligten als einflussreich. Dabei scheint zwar Einigkeit darüber zu bestehen, dass die Einstellungen der Mütter für die Kinder eher relevant sind als die der Väter, nicht aber darüber, ob nun Töchter oder Söhne eher dazu neigen, die elterlichen Einstellungen zu übernehmen.

Interessante Ergebnisse zeigten sich auch in unserer Untersuchung zu ethnozentrischen Orientierungen bei jungen Männern. Deutlich werden hier unterschiedliche Zusammenhänge zwischen emotionalen und inhaltlich/kognitiven Aspekten der Sozialisation in Hinblick auf ethnozentrische Orientierungen.¹⁶

– In einigen Fällen ethnozentrisch Orientierter wird sehr deutlich, dass das Verhältnis zu den Eltern seit früher Kindheit durch den Mangel an liebevoller Zuwendung und Anerkennung gekennzeichnet ist. Unter diesen Umständen erscheint es plausibel, dass unangenehme Gefühle im Verhältnis zu den Eltern auf Außenseiter verschoben werden, so wie dies im Rahmen der Studien zur autoritären Persönlichkeit formuliert wurde.¹⁷ Die inhaltlichen Einstellungen der Eltern scheinen in diesen Fällen keine zentrale Bedeutung zu haben, das heißt, von den Eltern werden in diesen Fällen unterschiedliche, ambivalente oder gar keine Einstellungen gegenüber Ausländerinnen und Ausländern berichtet. Ob und inwieweit Einstellungen und Verhaltensweisen der Eltern unter diesen Umständen prägenden Einfluss entwickeln, erscheint fraglich, kann aber nicht ausgeschlossen werden.

– In anderen Fällen haben wir es mit familialen Beziehungen zu tun, die nicht eindeutig durch frühe Erfah-

¹⁵ Vgl. U. Grob (Anm. 13); Bärbel Kracke/Peter Noack/Manfred Hofer/Elke Klein-Allermann, Die rechte Gesinnung: Familiäre Bedingungen autoritärer Orientierungen ost- und westdeutscher Jugendlicher, in: Zeitschrift für Pädagogik, 39 (1993), S. 971–988; K. Wahl u. a. (Anm. 6), S. 258.

¹⁶ Vgl. Peter Rieker, Ethnozentrismus im Jugendalter, Ein multiperspektivischer Beitrag zur Sozialisationsforschung, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 20 (2000), S. 39–54.

¹⁷ Vgl. T. W. Adorno u. a. (Anm. 8).

rungen der Missachtung oder emotionale Vernachlässigung gekennzeichnet sind, das heißt, hier gibt es Hinweise darauf, dass zumindest ein Elternteil während der Kindheit als verlässlicher Ansprechpartner zur Verfügung stand. Problematische Erfahrungen werden hier erst aus der späteren Kindheit und besonders aus der Jugendzeit berichtet – zum Teil in Form heftiger Konflikte zwischen den Eltern oder zwischen Eltern und Kind. Dabei entsteht der Eindruck, dass die aus diesen Erfahrungen resultierende Enttäuschung dazu führt, dass heftige Wut oder Hass gegen die Eltern oder Außenseiter gerichtet wird, die sich nicht wirkungsvoll zur Wehr setzen können. Von den Eltern wurden dabei keine oder kaum Anzeichen für ethnozentrische Orientierungen berichtet. In diesen Fällen scheint auch der Protest gegen die Wertvorstellungen der Eltern ein Antrieb für den Ethnozentrismus darzustellen.

– In einer dritten Fallgruppe zeigten sich überwiegend emotional stabile und befriedigende Beziehungen zu den Eltern, sowohl die Kindheit als auch das Jugendalter betreffend. Solche stabilen Beziehungen bieten die Grundlage dafür, dass Einstellungen und Verhaltensweisen der Eltern übernommen werden, auch dann, wenn es sich dabei um ethnozentrische Orientierungen handelt. In diesen Fällen haben wir es allerdings mit vergleichsweise moderaten Formen ethnozentrischer Orientierungen zu tun, die vor allem durch Konventionalismus und Ablehnung von Abweichung gekennzeichnet sind.

Diese Befunde zeigen, dass es nicht reicht, Ähnlichkeiten hinsichtlich inhaltlicher Positionen zwischen Eltern und Kindern zu erforschen – diesbezüglich kommt die Forschung zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen –, sondern dass diese Ähnlichkeiten oder Diskrepanzen vor dem Hintergrund der emotionalen Erfahrungen analysiert werden müssen.

Beziehungen in Familie und Peer-Group

Neben der Bedeutung der Familie ist auch die der Gleichaltrigen inzwischen gut belegt. Gleichaltrigengruppen (Peers) werden von Jugendlichen – neben der Familie – generell als wichtigste Ansprechpartner genannt; auch in Hinblick auf Einstellungen gegenüber Fremden geben Jugendliche an, sich vor allem an

Gleichaltrigen zu orientieren.¹⁸ Verschiedentlich wird davon ausgegangen, dass die Beziehung zu den Gleichaltrigen dann besonders prägend ist, wenn nur schwache Bezüge zur Familie bestehen. Demnach haben die Peers eine Kompensationsfunktion.¹⁹ Belege gibt es bisher jedoch nur dafür, dass Jugendliche, die von einem negativen Familienklima berichten, mehr Zeit in der Peer-Group verbringen als diejenigen, die das Klima in ihrer Familie als angenehm empfinden.²⁰ Zwar waren die Ähnlichkeiten zwischen den Einstellungen von Eltern und Jugendlichen geringer, wenn die Jugendlichen mehr Zeit in der Peer-Group verbrachten, aber inwieweit unter diesen Bedingungen tatsächlich relevante Prägungen durch die Peer-Group erfolgten, konnte bisher noch nicht schlüssig aufgezeigt werden.

In unserer Untersuchung zu ethnozentrischen Orientierungen zeigten sich Zusammenhänge zwischen familialen Beziehungen und solchen zu Gleichaltrigen. Junge Männer, die zum Befragungszeitpunkt eher schwierige und konfliktreiche Beziehungen zu ihren Eltern unterhielten, berichteten aus dem Kontext ihrer Peer-Groups in erster Linie von unverbindlichen Cliqueskontakten. Diese Befragten wiesen übrigens vergleichsweise aggressive Ausprägungen fremdenfeindlicher und ethnozentrischer Orientierungen auf, die nicht selten mit Vertreibungs- und Vernichtungsphantasien verbunden waren.²¹ Eine andere Gruppe berichtete von harmonischen Beziehungen im Elternhaus, die auch Anzeichen von Idealisierungen aufwiesen: Die Eltern wurden grundsätzlich von jeglicher Kritik ausgenommen. Diese jungen Männer unterhielten in der Gleichaltrigen-

¹⁸ Vgl. Martina Gille/Sabine Sardei-Biermann/Wolfgang Gaiser/Johann de Rijke, Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland, Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger, Wiesbaden 2006, S. 106; vgl. auch K. Wahl (Anm. 4), S. 138.

¹⁹ Vgl. Petra Kolip, Freundschaften im Jugendalter; Weinheim–München 1993, S. 168; vgl. auch K. Wahl (Anm. 4), S. 135.

²⁰ Vgl. S. Rippl (Anm. 13), S. 28.

²¹ Vgl. Peter Rieker, Ethnozentrismus und Sozialisation – Zur Bedeutung von Beziehungserfahrungen für die Entwicklung verschiedener Ausprägungen ethnozentrischer Orientierungen, in: Klaus Boehnke/Daniel Fuß/John Hagan (Hrsg.), Jugendgewalt und Rechtsextremismus, Soziologische und psychologische Analysen in internationaler Perspektive, Weinheim–München 2002, S. 143–161.

gruppe neben Cliquenkontakten auch individuelle Freundschaften und zum Teil auch Partnerschaftsbeziehungen. Wenn die Befragten dieser Gruppe sich ethnozentrisch äußerten, dann eher verhalten, wobei der Eindruck entstand, dass sie gegenüber Fremden eher ängstlich als feindselig sind.¹²²

Aus diesen Ergebnissen lässt sich der Schluss ziehen, dass die Ausprägung rechtsextrimer, fremdenfeindlicher und ethnozentrischer Orientierungen durch Gleichaltrige ebenfalls beeinflusst wird, dass diese Einflüsse der Peer-Group aber nicht unabhängig von denen der Familie sind. Es zeigen sich sowohl Zusammenhänge hinsichtlich der Beziehungsqualitäten in Familie und Peer-Group als auch Verbindungen zwischen diesen Beziehungsqualitäten und verschiedenen Ausprägungen entsprechender Orientierungen. Aggressive Ablehnung gegenüber Fremden wird vor allem von solchen Jugendlichen geäußert, die von unbefriedigenden Beziehungen in der Familie und unverbindlichen Beziehungen zu Gleichaltrigen berichten. Moderatere Ausprägungen von Fremdenfeindlichkeit zeigen sich dann, wenn sowohl in der Familie als auch zu Gleichaltrigen verbindliche und harmonische Beziehungen bestehen.

Zusammenfassung

Durch Untersuchungen zu den strukturellen Bedingungen unseres Zusammenlebens und durch Befragungen zu Einstellungen gegenüber sozialen Minderheiten lassen sich Voraussetzungen und Ausmaß fremdenfeindlicher Orientierungen in unserer Gesellschaft klären.¹²³ Diese Studien geben allerdings nur unzureichend Aufschluss darüber, warum einige Menschen diese Orientierungen übernehmen, während andere keine entsprechenden Affinitäten entwickeln. In dieser Hinsicht bietet die Sozialisationsforschung interessante Befunde, wobei sich zeigt, dass die Bedingungen der Sozialisation in Hinblick auf die Ausprägung fremdenfeindlicher Tendenzen bei jungen Menschen hohen Stellenwert haben.

¹²² Vgl. P. Rieker (Anm. 21), S. 151 f.

¹²³ Vgl. z.B. W. Heitmeyer und C. Kleinert (beide Anm. 1).

Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ausprägungen von Fremdenfeindlichkeit und Bedingungen der Sozialisation zeigen sich in verschiedener Hinsicht:

– Die Familien junger Fremdenfeinde weisen im Vergleich zu den Familien fremdenfreundlich eingestellter Jugendlicher bezüglich der emotionalen Qualität ihrer sozialen Beziehungen häufig Defizite auf: Zuwendung wird spärlich und wechselhaft gewährt, Erfahrungen von Zurückweisung sind deutlich ausgeprägt, Gefühle werden kaum thematisiert, gestraft wird inkonsistent und zum Teil hart.

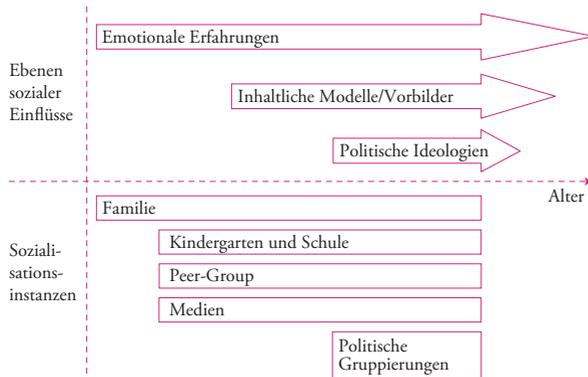
– In inhaltlicher Hinsicht erhalten Kinder und Jugendliche in ihren Familien teilweise Signale, welche die Entwicklung fremdenfeindlicher Affinitäten verständlich machen: Nationalsozialismus und Kriegserlebnisse werden durch Großeltern glorifiziert, die Ablehnung von Migranten und sozialen Minderheiten gilt als salonfähig, undemokratische und gewalttätige Formen der Konfliktlösung werden vorgelebt.

– Die Qualität der emotionalen Beziehungen in der Familie ist eine wichtige Bedingung für den Einfluss, den inhaltliche Anregungen entfalten. Im Rahmen stabiler und verlässlicher Beziehungen werden Modelle aus dem Elternhaus tendenziell eher übernommen; bei Beziehungen, die durch Konflikte geprägt sind, grenzen sich junge Menschen stärker von Positionen ihrer Eltern ab und orientieren sich an konkurrierenden Entwürfen. Deswegen gibt es sowohl Jugendliche mit fremdenfeindlichen Affinitäten, die denen ihrer Eltern entsprechen, als auch solche, deren Eltern andere Orientierungen vertreten.

– Erfahrungen und Modelle aus dem familialen Kontext wirken sich auf die Peer-Groups von Kindern und Jugendlichen und das dort praktizierte Verhalten aus: Jugendliche, die das Klima in ihren Familien unangenehm erleben, verbringen mehr Zeit in der Peer-Group als solche, die sich in der Familie wohl fühlen; gleichwohl entsprechen die Orientierungen und Verhaltensweisen in der Peer-Group weitgehend denen in der Familie, etwa in Hinblick auf Gewalt.

Diese Befunde unterstützen theoretische Erklärungsmodelle zur Entwicklung fremdenfeindlicher Affinitäten, die den Stellenwert solcher Prägungen betonen, die im vorpolitischen Raum erfolgen. In der Forschungsliteratur werden in diesem Zusammenhang einerseits die bereits früh ausgeprägten – und möglicherweise durch evolutionäre Prägungen und genetische Anlagen bestimmten – Haltungen zu Fremdem und Unvertrautem generell genannt, also gewissermaßen als frühe Wurzel von Fremdenangst, Fremden-

Abbildung: Relevante Sozialisationsbedingungen für die Übernahme fremdenfeindlicher Orientierungen



feindlichkeit oder Fremdenfreundlichkeit.¹²⁴ Andererseits gelten frühe Formen von Aggressivität und Gewaltbereitschaft als primäre Phänomene, die erst nachträglich politisch aufgeladen werden.¹²⁵ Die aus empirischen Untersuchungen vorliegenden Ergebnisse lassen in meinen Augen allerdings eine etwas andere Akzentsetzung plausibel erscheinen.

In frühen sozialen Beziehungen werden auf *emotionaler* Ebene die Weichen für die Haltungen gelegt, mit denen anderen Menschen begegnet wird. Das heißt, die in diesen Beziehungen gemachten Erfahrungen bestimmen mit darüber, ob ein Kind gegenüber anderen zum Beispiel eher offen, verschlossen, ängstlich oder dominant auftritt. Im Entwicklungsverlauf werden dabei beständig neue Erfahrungen gemacht, durch die sich die Gefühle und das Verhalten gegenüber anderen weiter ausdifferenzieren, modifizieren und verändern. Etwas später erleben Kinder in diesen frühen sozialen Beziehungen das Verhalten anderer Menschen auf einer *inhaltlichen* Ebene als modellhaftes Sozialverhalten. Vorbildhaft erfahren sie hier beispielsweise, ob und welche Unterschiede zwischen Menschen relevant sind, welche Konsequenzen aus Differenzen gezogen werden, wie Interessen vertreten oder durchgesetzt und wie Konflikte gelöst werden. Auf diese Weise entwickeln Kinder frühe, konkrete Konzepte von

Sozialverhalten und Gesellschaft, mit denen sie dann im Jugendalter auf verschiedene abstraktere politische und historische Konzepte oder *Ideologien* treffen, zu denen sie eher Affinität oder Distanz empfinden. Hier geht es dann um Fragen von Demokratie, Toleranz, Sozialismus – aber eben auch von Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Gewalt.

Der *Familie* kommt bei der Entwicklung fremdenfeindlicher Orientierungen besondere Bedeutung zu, weil Kinder hier bereits frühzeitig soziale Erfahrungen sammeln. Die Einflüsse der Familie nehmen in dem Maße ab, in dem andere Sozialisationsinstanzen wichtig werden. Ab der späteren Kindheit werden die Erfahrungen zunehmend relevant, die in *Kindergarten, Schule* und *Peer-Group* gemacht sowie durch *Medien* vermittelt werden. *Politische Gruppierungen* gewinnen in der Regel frühestens im Jugendalter Bedeutung. Demnach sind es zunächst weniger rechtsextreme Ideologien oder fremdenfeindliche Argumentationen, auch nicht das historische Vorbild des Nationalsozialismus und schon gar nicht Parteiprogramme, welche die Übernahme fremdenfeindlicher Orientierungsmuster verständlich machen. Solche ideologischen, historischen oder parteipolitischen Bezüge gewinnen erst nachträglich an Bedeutung, wenn es darum geht, fremdenfeindliche Affinitäten zu legitimieren und argumentativ gegen Kritik zu immunisieren.

Abschließend sei noch einmal betont, dass die Entwicklung fremdenfeindlicher Affinitäten allein durch die Analyse aktueller Lebensbedingungen nicht erklärt werden kann. Es ist notwendig, in diesem Kontext auch frühere Erfahrungen in sozialen Beziehungen zu berücksichtigen, welche die Entwicklung und Übernahme fremdenfeindlicher Orientierungen maßgeblich prägen.

¹²⁴ Vgl. K. Wahl u. a. (Anm. 6).

¹²⁵ Vgl. Kurt Möller, Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15-Jährigen, Weinheim-München 2000.

APuZ

Nächste Ausgabe 38/2007 · 17. September 2007

Frankreich

Adolf Kimmel

Die französischen Wahlen vom Frühjahr 2007

Gisela Müller-Brandeck-Bocquet

Frankreich: zurück in Europa, aber mit welchem Kurs?

Stephan Martens

Französische Außenpolitik unter Nicolas Sarkozy

Wolfram Hilz

Perspektiven der „neuen“ deutsch-französischen Beziehungen

Frank Eckardt

Frankreichs Schwierigkeiten mit den Banlieue

Sabine Riedel

Einwanderung: Das Ende der Politik der Chancengleichheit

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
Sabine Klingelhöfer

Redaktionelle Mitarbeit:

Johannes Piepenbrink (Volontär)

Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 36 91-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der

Wochenzeitung **Das Parlament**

Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Fremdenfeindlichkeit und Gewalt *APuZ* 37/2007

Peter Sitzer · Wilhelm Heitmeyer

3-10 **Rechtsextremistische Gewalt von Jugendlichen**

Rechtsextremistische Gewalt wird überwiegend von männlichen Jugendlichen aus Gruppen heraus verübt. Vor dem Hintergrund eines fünfstufigen Prozessmodells rechtsextremistischer Gewalt wird diese als abweichende Bewältigung individueller Anerkennungsdefizite interpretiert.

Andreas Böttger · Katarzyna Plachta

11-16 **Bewältigungsstrategien von Opfern rechtsextremer Gewalt**

Rechtsextreme Gewalt wird von Opfern oft als lebensbedrohlicher Angriff und soziale Ausgrenzung erlebt. Eine empirische Studie des arpos Instituts identifizierte aktive und innerpsychische Bewältigungsstrategien, durch die Betroffene nach einem solchen Übergriff wieder Stabilität erlangen.

Kurt Möller · Nils Schuhmacher

17-23 **Ein- und Ausstiegsprozesse rechtsextremer Skinheads**

Skinheads stehen in der öffentlichen Meinung sinnbildlich für gewalttätig auftretenden jugendlichen Rechtsextremismus. Es wird Verknüpfungen von kultureller und politischer Orientierung in der Skinhead-Szene nachgegangen und nach den Verläufen politischer bzw. kultureller Ein- und Ausstiege gefragt.

Wolfgang Kühnel

24-31 **Gruppen, Konflikte und Gewalt im Jugendstrafvollzug**

Die Konflikt- und Gewaltdynamik im Strafvollzug setzt sich vor allem in interpersonellen Beziehungen durch. Ursache dafür sind die Lebensbedingungen in der Haft, die u. a. durch das Misstrauen gegenüber Mitgefangenen und Bediensteten sowie durch „Überlebens“-Strategien in einer permanent unsicheren Situation bestimmt werden.

Peter Rieker

31-38 **Fremdenfeindlichkeit und Sozialisation in Kindheit und Jugend**

Entwicklung und Ausprägung fremdenfeindlicher Orientierungs- und Handlungsmuster werden durch frühe Erfahrungen in sozialen Beziehungen maßgeblich bestimmt. Um sie zu verstehen, ist es notwendig, die in der Familie, aber auch mit Gleichaltrigen gesammelten Erfahrungen zu analysieren.